

Tages Woche

Freitag
19.08.2016

Nr. 34

Fr. 5.–

Stadtentwicklung

Szenis statt Prostituierte:
Der Verdrängungskampf
im Rotlichtviertel.

Seite
6

PUFF AM STRICH

ANZEIGE

SCULPTURE ON THE MOVE 1946–2016

DIE GROSSE SONDERAUSSTELLUNG ZUR ERÖFFNUNG
DES ERWEITERTEN KUNSTMUSEUMS BASEL

kunstmuseum basel

GREENPEACE

bienenschutz.ch



**SAVE
THE BEES**



**WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN
ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.**

Insektizide, die die Landwirtschaft im grossen Stil einsetzt, wie auch Krankheiten, Parasiten und artenarme Landschaften verursachen ein flächendeckendes Bienensterben.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP BIENEN 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.



INHALT

3

Grenzverkehr

FOTO: KEYSTONE



Wer mit dem 8er-Tram über die Grenze fährt, sollte den Ausweis dabei haben. Die deutsche Bundespolizei hat ihre Grenzkontrollen verstärkt.

Seite
16

Fankultur

FOTO: MAX INTRISANO



Nonno Ciccio ist der älteste Ultra Italiens – und ein Friedenskämpfer.

Seite
32

Stadtssommer

FOTO: A. PREOBJAJENSKI



Hippie, Blüttler, sexy Hexy – eine Typologie der Rheinbesucher.

Seite
36

Moises Bürgin

Bestattungen

Kulturflash

Kultwerk

Zeitmaschine

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S. 14

S. 41

S. 43

S. 44

S. 45

S. 46

S. 46

Energiewirtschaft

Das Pumpspeicher-Kraftwerk «Linthal 2015» ist ein Bau der Superlative. Bloss ist es derzeit überflüssig und unrentabel. Der Axpo droht ein Milliardenflop.

Seite
26



Christian Degen
Chefredaktor

Wohin bloss mit dem Strassenstrich?

Buvetten, Szenebeizen, Strassencafés – unter dem positiven Titel «Aufwertung» verlieren ganze Strassenzüge in Basel ihren gewachsenen Charakter und gleichen sich an. Jüngstes Beispiel der Gentrifizierung genannten sozialen Entwicklung ist das Rotlichtviertel im Kleinbasel. Die Ecke vom Restaurant Klingental bis zur Greifengasse war einst berüchtigt. Die Basler Männer haben sie offiziell aus Scham gemieden und dann heimlich mit einem Kribbeln im Bauch aufgesucht.

Heute essen wir im «Roten Bären» in der Webergasse Wolfsbarschfilet mit Beluga-Linsen oder gefüllte Peperoncini mit Wassermelonen-Ketchup für 50 Franken. Dabei sitzen wir in der sogenannten Toleranzzone mit Blick auf die Frauen in ultrakurzen Röckchen. Verruht ist anders.

Der Strassenstrich und das Rotlicht-Milieu liegen hier im Sterben. Wo vor Kurzem noch rote Lämpchen in den Fenstern die Aufmerksamkeit von Freiern auf sich zogen, sind die Fassaden nun dunkel. Im Eingang lockt dafür eine Bar mit gepflegten Drinks in massentauglicher Qualität und die Prostituierten sind zur Freude des Hotels Ballade verschwunden.

Sie drängen sich nun in der Weber- und Ochsenegasse und bedrängen die dort bereits früher anlehenden «Kolleginnen». Die dortigen Toleranzzonen erinnern an Artenschutz-Reviere, in denen sich zu viele Vertreterinnen der gleichen Art tummeln. Der Überlebenskampf läuft. Die Prostituierten behelligen Alt-ingesessene, Zuzüger und Konkurrentinnen.

Derweil geht die soziale Aufwertung von Etablissements in Wohnungen oder Szenebars weiter. Es ist nur eine Frage der Zeit, dass die verordnete Toleranz gegenüber den Schwächeren nicht mehr eingehalten wird und diese sich einen neuen Lebensraum suchen müssen.

tageswoche.ch/+c5ml9

Weiterlesen, S. 6



Bis das Rotlicht
erlischt,
tageswoche.ch/
+mfc9n

Moises Bürgin

von Olivier Joliat

Am Opernhaus Zürich modelliert Moises Bürgin füsselnde Krähen und Krähenfüsse bei Diven. Die richtig grausigen Kreaturen kreiert er aber unter seinem Dach.

Zu viel Sonne ist Gift für die Haut seiner Wasserhexe. Nicht etwa, weil sie, wie für klassische Bösewichte typisch, das Licht scheut. Sondern weil sich ihrem Schöpfer, Moises Bürgin, die Nackenhaare aufstellen, wenn er sich schon nur vorstellt, was dann passiert: «Scheint die Sonne direkt drauf, schmilzt das Plastilin in der Hitze.»

Über hundert Stunden Arbeit hat der 43-jährige Monstermacher bereits in die Kreatur gesteckt. Einen Namen hat das lebensechte Modell noch nicht, was ihn nicht daran hindert, es gelegentlich mit den Worten zu begrüssen: «Hoi, heute kommst du wieder dran!»

Begleiterin des Schreckens

Das klingt so Horror, wie die Hexe aussieht: «Erst habe ich einen alten Kopf vom Opernhaus «entaugt», mit Plastilin überarbeitet, nochmals den Hals aufgeschlitzt und einen Keil reingeschoben, um die Position des Kopfes zu ändern.» Nun kommt die Haut dran: Poren stechen, jede einzeln, mit unterschiedlicher Richtung, damit es echt aussieht. Eine Monstearbeit: «Am Opernhaus hast du eine Deadline, daheim findest du nie ein Ende.»

Eigentlich wollte Bürgin seine Hexe dieses Wochenende in London an der Creaturegeddon, einer Fachmesse für Monster und Masken, präsentieren und sich dort mit anderen Szene-Cracks austauschen. Doch das reicht ihm nicht mehr.

Nun fliegt er ohne Begleitung. Vermissen wird er sie schon am Zoll, wo seine Werke stets für einen Spass gut sind. Sein letzter Flug nach Berlin endete mit einer Fotosession: ein blutverschmiertes Stück und die Grenzpolizisten.

Bürgin verströmt den Charme eines nimmergrossen Kindskopfes, mit ansteckender Begeisterung für seine Passion. Das hilft, wenn er am Opernhaus Zürich Hand an die Diven legen muss. So etwa, als er von Weltstar Cecilia Bartoli ein Double herstellte. Sehr umgänglich sei sie gewesen und angetan von ihrem toten Ego.

Bald acht Jahre arbeitet der Baselbieter am Zürcher Opernhaus, seit Kurzem als stellvertretender Chef der Theaterplastik. Träumt er als grosser Science-Fiction-Fan nicht eher vom Film? «Klar wäre ein Job



Eine Heidenarbeit, so eine Hexe: Monstermacher Moises Bürgin in seinem Atelier in Gelterkinden.

FOTO: NILS FISCH

für «Star Wars» ein Traum. Doch dafür müsste ich die drei Kinder verlassen.»

Bei aller Liebe zu Fantasy, da ist Bürgin die Realität dann doch wichtiger. Sein erster Sohn hat ihn überhaupt erst zur Maskenbildnerei gebracht, als dieser vor elf Jahren zur Welt kam. Bis dahin tingelte Bürgin durchs Basler Gastgewerbe, studierte Gitarre in Freiburg, tourte mit der Metalband Godiva und teilte die Bühne mit Stars wie den Scorpions oder White-snake. Doch dann ging das für ihn nicht mehr auf, weder finanziell noch menschlich. Jetzt musste er Geld verdienen.

Dem Rockzirkus blieb er insofern treu, dass er für einen grossen Equipmentverleiher Cases baute. Und dort sah er das Inserat: erste schweizerische Ausbildung zum Maskenbildner. Bürgin finanzierte

dies mit Nachtschichten, im «Atlantis» und in einer Druckerei.

Heute hat er wieder mehr Zeit, seinen Musen nachzugehen. Seine Gitarre steht noch immer in seinem Dachstockatelier in Grellingen – und über ihr hängt der Traum von der eigenen Band. Aber vor allem hilft ihm sein Instrument beim Abschalten.

Zahnseide für Monster

Und beim Modellieren: Aus gebrauchten Saiten werden bei Bürgin Werkzeuge, so wie aus vielen anderen Dingen auch. Zahnseide, Tierbürste, Bunsenbrenner, ja sogar das Spielzeug seiner drei Kinder – alles nützlich für spezielle Effekte.

Selbstverständlich helfen auch Computer und 3D-Drucker, Masken oder passgenaue Körperteile herzustellen. Bei gros-

sen Filmproduktionen ist das Standard. Maschinen sind halt schneller und billiger als Fachkräfte.

Um seinen Job fürchten muss Bürgin deswegen aber nicht. Im Gegenteil: Die aktuellen Entwicklungen verschaffen Maskenbildnern sogar mehr Arbeit, da es mit zunehmender Bildqualität noch aufwendigere Masken braucht.

Noch sind all seine privaten Monster pure Leidenschaft, zeit- und geldintensiv. Aber langsam kommen auch immer mehr Aufträge von Privaten. Auch die machen Bürgin grossen Spass. Und wer weiss, ob der Austausch mit den Modellier-Meistern von «Star Wars» sich in Zukunft nur auf den virtuellen Raum und die Messen beschränkt.

tageswoche.ch/+knvx2

×

Stadtentwicklung

Das Basler Milieuviertel ist im Umbruch. Restaurants und Bars verdrängen Animierlokale, der Strich wird mit Bodenmarkierungen in die Schranken gewiesen. Das nennt sich Aufwertung, und die fordert ihre Opfer.

BIS DAS ROT LICHT ERLISCHT



von Matthias Oppliger
und Marc Krebs

Das Basler Rotlichtviertel ist umzingelt. Und der Druck steigt: Der Ort, wo die Prostitution am sichtbarsten ist, die Kleinbasler Altstadt rund um die «Toleranzzone» entlang von Weber- und Ochsen-gasse, wird von allen Seiten bedrängt. Seit einigen Monaten spielt sich in Basel ab, was etwa in Zürich oder Hamburg bereits weit fortgeschritten oder vollzogen ist: der Verdrängungskampf zwischen Milieu auf der einen Seite und Szenebars und hochwertiger Gastronomie auf der anderen Seite. Erste Vorboten dieser Entwicklung waren die umgenutzte «8Bar» (Rheingasse) oder die bereits wieder geschlossene «Lady Bar» (Ecke Klybeck-/Feldbergstrasse). Ein Augenschein und Gespräche an den Schauplätzen.

Ochsen-gasse

Thomas Rutishauser gehört das Haus an der Ecke Ochsen-gasse/Sänergässlein. Er hat die Liegenschaft einst an einer Gant ersteigert. Die Wohnungen werden seit vielen Jahren von Prostituierten genutzt, hauptsächlich von Thailänderinnen.

Im Erdgeschoss der Liegenschaft hat vor wenigen Wochen der «Rote Bären» eröffnet, ein Restaurant mit Bar. Es ist das neueste In-Lokal der «Grenzwert»-Betreiber. Der «Bären» steht sinnbildlich für die Aufwertung des Kleinbasler Milieus. Mit einer Schnitzelbeiz hat das Lokal nichts gemein. Die Preise sind hoch, die Portionen klein – eine raffinierte Küche auf durchkomponierten Tellern. Das Gleiche gilt für die Inneneinrichtung. Stil regiert.

Wir treffen Rutishauser – ein Mann, der seine Sonnenbrille auch im Schatten trägt und sofort das Du anbietet – auf ein Feierabendbier, draussen in der Ochsen-gasse. Der «Bären» hat dort Tischchen aufgestellt, in direkter Nachbarschaft zum Hauseingang, vor dem die Sexarbeiterinnen auf Kunden warten. Noch leben Zukunft und Vergangenheit an dieser Strassenecke in Koexistenz. «Ende Jahr ist Schluss mit Puff, ich habe sämtliche Mietverträge mit den Prostituierten gekündigt», sagt Rutishauser.

Früher konnte sich der Vermieter auf die Prostituierten verlassen. Heute muss er der Miete nachrennen.

Der Entscheid, aus dem Sexbusiness auszusteigen, habe verschiedene Gründe, erzählt er. «Früher hatte ich einigermaßen zuverlässige Mieterinnen, ich wusste zu jeder Zeit, wer in meinem Haus anschafft.» Gewisse Frauen hätten mehrere

Jahre bei ihm in der Liegenschaft gewohnt und gearbeitet. Doch diese Verlässlichkeit sei passé. «Ich habe den Überblick verloren. Da die Frauen sich gegenseitig die Wohnungen untervermieten, weiss ich kaum noch, wer auf welchem Stockwerk tätig ist», sagt Rutishauser. Heute müsse er dem Geld nachrennen, die Frauen in ihren Wohnungen aufsuchen und die Miete mehrmals einfordern.

Während wir so dasitzen, kommt eine Asiatin mittleren Alters an den Tisch. Sie steckt Rutishauser etwas zu – ein dickes Bündel Geldscheine in einem Briefumschlag, Zahltag.

Rutishauser hat lange gut verdient an seinem Bordell. Das Kapital für seine Immobilieninvestition hat er ebenfalls mit Sex gemacht, als Grosshändler von Kondomen. Er war der wichtigste Gummi-Lieferant zwischen Basel und Zürich, hat die Pariser im 1000er-Pack verkauft. So ist er ins Milieu reingerutscht. Doch jetzt hat er genug vom Geschäft mit käuflichem Sex.

Ganz nebenbei erwähnt Rutishauser einen weiteren Grund, weshalb er sein Haus nicht mehr für die Prostitution zur Verfügung stellen will. Es dürfte der wichtigste sein. «In letzter Zeit habe ich oft an den Tod gedacht. Mein Zwillingbruder ist gestorben.» Er sei jetzt 62 Jahre alt, da mache er sich Gedanken über die Endlichkeit. «Meine Kinder sollen keinen Puff erben müssen.» Ein Mann, der jahrelang vom Rotlicht gelebt hat, macht sich Gedanken über den Zustand seines Nachlasses.

Lieber Ruhe als Rendite

Rutishauser hat Freude daran, wie sich das Klima bereits verbessert hat, seit der «Rote Bären» eingezogen ist. Als Nächstes sind die Wohnungen an der Reihe. Eine Mulde vor dem Haus zeugt vom Aufbruch, drin liegen die Überreste eines Badezimmers. Gegenwärtig lohne es sich kaum, in das Haus zu investieren. Baue er zum Beispiel eine neue Küche ein, sei diese bereits nach drei Monaten in desolatem Zustand. «Weil die Frauen nur wenige Wochen hier sind, tragen sie überhaupt keine Sorge zum Inventar.»

Er gibt uns eine kurze Führung durchs Haus. Das dunkle Treppenhaus riecht nach Räucherstäbchen, Raumdeo und billigem, zu süßem Parfüm. Die Wandfarbe ist teilweise abgesplittert, die Türen sind mit französischen Frauennamen wie «Julie» beschriftet. In den Wohnungen teilen sich oft mehrere Frauen – die Untermieterinnen – ein Zimmer, etwas, das Rutishauser seinen Mieterinnen eigentlich verbietet. Ein von der Decke hängendes Leintuch dient als Raumtrenner, dazwischen liegen Matratzen am Boden. Ein trauriger Anblick.

Doch bald sollen hier ganz normale Menschen wohnen. Studenten vielleicht oder junge Paare, die Wohnungen sollen auf jeden Fall bezahlbar bleiben. Trotz Sanierung will Rutishauser den Mietzins senken, denn die im Milieu gängigen Beträge von über 2000 Franken für eine



Der Staat sorgt für Ordnung: Die Polizei

kleine Zweizimmerwohnung lassen sich auf dem freien Wohnungsmarkt kaum durchsetzen. «Dafür herrscht dann endlich Ruhe im Haus», sagt Rutishauser.

«Ende Jahr ist es ohnehin vorbei mit dem Rotlicht hier in der Gasse.»

Cécile Grieder,
Betreiberin des «Roten Bären»

Draussen in der Ochsen-gasse macht sich bereits eine Veränderung bemerkbar. Nach ersten Reibereien mit den Sexarbeiterinnen musste der «Rote Bären» zwar seine Tischchen innerhalb der Toleranzzone etwas zurückverschieben, doch das ist bloss eine temporäre Massnahme. «Ende Jahr ist es ohnehin vorbei mit dem Rotlicht hier in der Gasse», ist Cécile Grieder, die Betreiberin des «Roten Bären», überzeugt. Schon heute stehen ausser den Thailänderinnen in Rutishausers Liegenschaft kaum noch Frauen auf der Strasse, obwohl der Abschnitt offiziell zur Toleranzzone gehört.

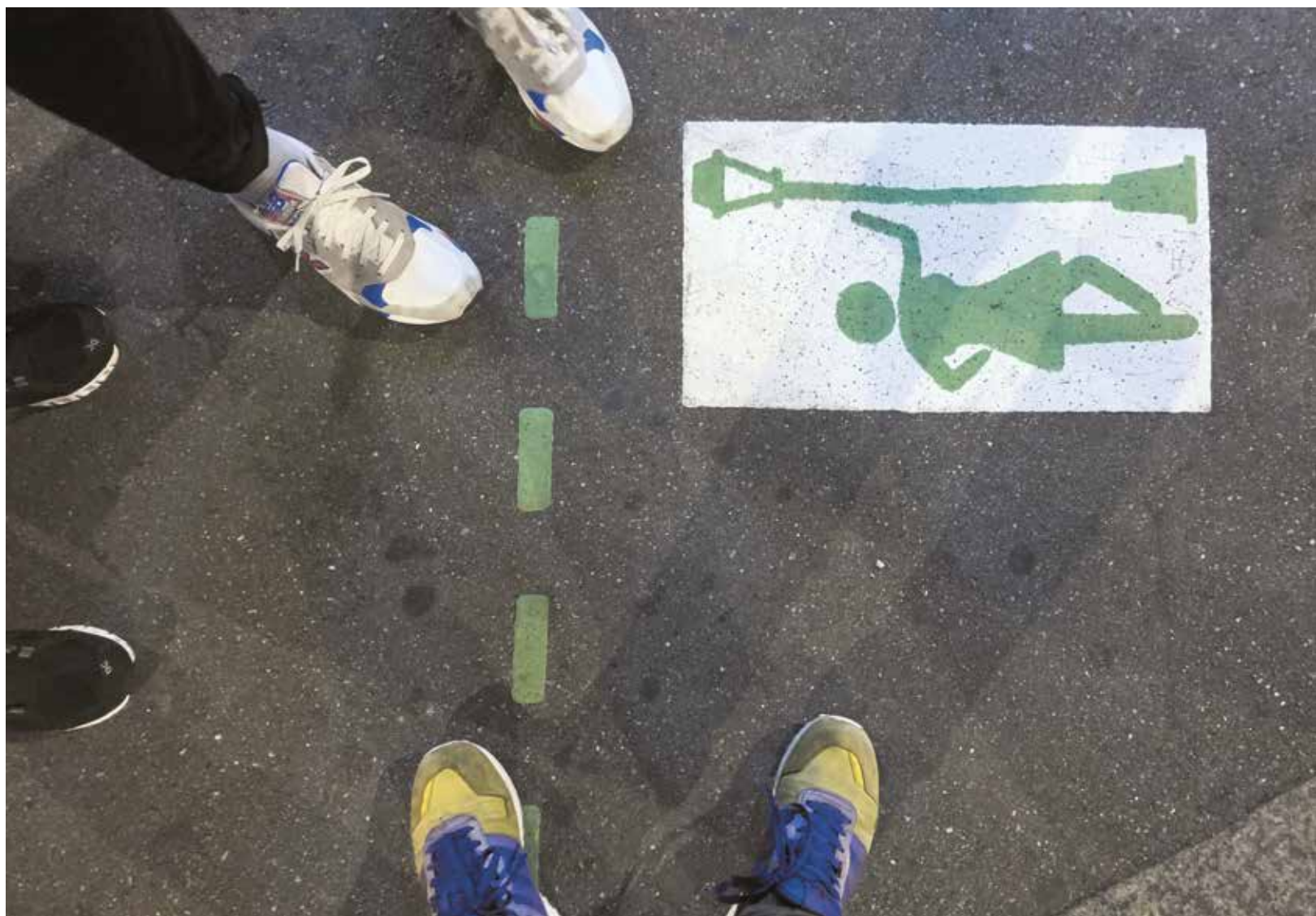
Klingentalplatz

Bereits weit fortgeschritten ist diese Entwicklung am Klingentalplatz. Wer den Ort vor ein paar Jahren zum letzten Mal ge-



markiert Präsenz in der Ochsengasse (oben); Bodenmarkierungen signalisieren, wo Anschaffen erlaubt ist.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER



sehen hat, würde den Kiesplatz zwischen dem Seiteneingang zur Kaserne, dem Klingentalweglein und der Webergasse nicht wiedererkennen. Früher war der Platz rund um den Brunnen in der Hand des Sexgewerbes. Die Liegenschaft am Klingental 18 wurde als Bordell genutzt. In direkter Nachbarschaft zu den Prostituierten lag und liegt noch immer das Hotel Balade, das mit dem Milieu nichts zu tun hat. Im gleichen Gebäude befinden sich auch Eigentumswohnungen. Das Restaurant Klingental wiederum ist eine Beiz, in der sich bis weit nach Mitternacht à la carte essen lässt – und wer Fleischeslust der anderen Art verspürt, gelangt durch einen Vorhang in eine Kontaktbar.

Die Erfolge des Runden Tisches

Auf diesem Platz prallten die unterschiedlichsten Interessen aufeinander, das führte zu Konflikten. Die Hotelbetreiber störten sich daran, dass die Sexarbeiterinnen zuweilen verbotenerweise auch auf dem Plätzchen auf Kundenfang gingen oder Hotelgäste angingen. Die Eigentümer der Wohnungen störten sich am Lärm, den die Frauen spätnachts mit

ihren Freiern draussen verursachten. Alle zusammen störten sich am Klima, das wegen des Milieus als zusehends bedrohlicher wahrgenommen wurde.

«Wir orientieren uns heute mehr Richtung Kaserne, während wir früher zu guten Teilen vom Rotlicht lebten.»

Daniele Staffiere, Wirt im «Klingeli»

So fanden ab 2009 die verschiedenen involvierten Parteien, Anwohner, Gastronomen und Liegenschaftsbesitzer am «Runden Tisch Klingental» zusammen. Unter der Führung des Stadtteilsekretariats Kleinbasel wurde Störendes zur Sprache gebracht, wurden Verbesserungsvorschläge gemacht, Politik und Verwaltung zum Handeln aufgerufen.

Die Runde hat einiges erreicht. Nicht nur wurde unter dem Titel «Keine Stras-

senprostitution ausserhalb der Toleranzzone» Anfang dieses Jahres eine Petition eingereicht, die demnächst vom Grossen Rat verhandelt wird. Auch die Anregung, eben jene Toleranzzone mit einer grünen Linie farblich zu markieren (siehe «Streit in der Toleranzzone», S.12), kam aus dieser Runde. Eine Massnahme, die Wirkung zeigt, jedoch nicht unbedingt so wie sich das ihre Erfindervorgestellt haben.

Der grösste Erfolg, den der Runde Tisch verzeichnen kann, ist jedoch ein anderer: Es gelang der Gruppe, einen Hausbesitzer davon zu überzeugen, seine Liegenschaft umzunutzen. Bernhard Thommen, Eigentümer des Gebäudes am Klingental 18, hat den Prostituierten gekündigt und die Räume saniert. Jetzt befinden sich im ehemaligen Bordell normale Wohnungen. Damit sind die Sexarbeiterinnen und mit ihnen die Freier verschwunden.

Ein Erfolg ist auch die Szenebar «Renee» im Erdgeschoss derselben Liegenschaft. Seit einem Jahr können sich Cocktail-Connaissseurs dort durch eine gut sortierte Spirituossensammlung trinken. Auch die Partys sind gut besucht. In

Coiffeuse Heidy Ruf wehrt sich gegen Prostituierte, die ihre Kunden belästigen.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



diesem Sommer konnte man im «Renee» zum ersten Mal auch draussen sitzen. An einem Donnerstagabend im Juli sind die Stühle restlos besetzt. Auf der Kiesfläche findet ein Boule-Turnier unter Freunden statt, auf einem Tischchen steht eine gekühlte Flasche Weisswein. Rund um den Platz stehen unzählige Velos. Auf den Stufen vor dem «Renee» hat sich eine grosse Gruppe Jugendlicher versammelt, die ihre Getränke selber mitbringen. Es ist eine Szenerie, die vor einem Jahr noch undenkbar gewesen wäre.

Das Ende der Belagerung

Die stärkere Durchmischung nimmt Daniele Staffiere, der Wirt im «Klingeli», erfreut zur Kenntnis. «Das Publikum im Quartier hat sich spür- und sichtbar verändert. Es kommen Menschen, die sich früher nicht in diesen Teil Kleinbasels getraut hätten. Das tut dem Quartier gut.» Es sei nicht zuletzt neuen, milieufernen Wirtspersönlichkeiten zu verdanken, dass die Gegend heute einen besseren Ruf habe. Für sein Lokal habe die Entwicklung ganz konkrete Folgen. «Wir orientieren uns heute mehr Richtung Kaserne und am dortigen Publikum, während wir früher zu guten Teilen vom Rotlicht lebten», sagt Staffiere.

**«Wenn ich die Damen
bitte, sich vom Eingang
zu meinem Laden
fernzuhalten, dann
werde ich verhöhnt.»**

Heidy Ruf, Coiffeuse an der Webergasse

Erleichterung ist auch bei Beat Gerber spürbar, dem Direktor im Hotel Balade. «Die Situation auf dem Klingentalplatz hat sich seit Januar merklich gebessert.» Das sei auch das Verdienst des Runden Tisches. Vor dessen Gründung habe die Politik weggeschaut. «Es ist uns gelungen, die Probleme im Milieu aufs politische Tapet zu bringen», ist Gerber überzeugt. Die grösste Verbesserung ergebe sich aus der Umnutzung des ehemaligen Bordells. «Vorher wurde der Platz vor unserem Hotel von den Damen zeitweise regelrecht belagert, was für unsere Gäste und Mitarbeiter eine grosse Belastung war.» Zwar würden die Zimmer im Balade deswegen nicht besser gebucht, doch die Reputation seines Hotels sei gestiegen. «Auf den einschlägigen Portalen bekam unser Hotel regelmässig negative Bewertungen aufgrund der Situation mit dem Rotlichtmilieu, das war geschäftsschädigend. Heute sind solche Kommentare viel seltener geworden», sagt Gerber.

Immobilienbesitzer Thommen, dem die Neubelebung des Klingentalplatzes zu grossen Teilen zu verdanken ist, wollte gegenüber der TagesWoche keine Aus-

Stadtentwicklung

Was bedeuten die Veränderung im Milieuviertel für die Prostituierten?

«Das Ziel muss sein, miteinander auszukommen»

von Reto Aschwanden

Viky Eberhard leitet Aliena, die Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe. Wir haben sie über die Konsequenzen der Gentrifizierung des Rotlichtviertels für die Sexarbeiterinnen befragt.

Frau Eberhard, das Rotlichtviertel ist im Wandel: Neue Lokale verdrängen das Milieu und seit Anfang Juli markieren grüne Linien am Boden, wo angeschafft werden darf. Wie erleben die Sexarbeiterinnen diese Veränderungen?

In der Vergangenheit gab es immer wieder Verunsicherung seitens der Sexarbeiterinnen, was die Zukunft der Toleranzzone angeht. Die Markierung wurde daher als behördliches Zeichen zur Erhaltung ihrer Arbeitsplätze verstanden. Prinzipiell stehen sie Veränderungen offen gegenüber. Nur: Wenn diese Veränderungen mit Einschränkungen für die Sexarbeiterinnen verbunden sind, der Raum für sie enger wird und sie allmählich verdrängt werden, stehen sie am Ende als Verliererinnen da.

Gleichzeitig drängen die Prostituierten ihrerseits in neue Reviere. So beklagt sich eine Coiffeuse an der Webergasse darüber, dass die Sex-

arbeiterinnen seit einiger Zeit vor ihrem Ladeneingang stehen und die Kunden belästigen.

Ich verstehe diese Klagen. Wir von Aliena versuchen, die Frauen zu sensibilisieren, und die meisten begreifen das dann auch. Aber man muss sehen: Früher gab es weniger Frauen, die anschafften, sie blieben länger, man kannte sich. Heute gibt es viel Wechsel und die Neuen kennen am Anfang die Regeln nicht. Daraus entstehen Konflikte.

Solche Konflikte gab es auch auf dem Trottoir vor dem «Roten Bären».

Es gab einige Spannungen zwischen den Sexarbeiterinnen und dem neuen Restaurant. Manche Frauen fühlten sich von ihrem Arbeitsplatz in der Ochsen-gasse verdrängt. Sie arbeiten da, und direkt daneben sitzen Leute beim Essen und starren sie an. Aber dann kam es zu Gesprächen mit den Betreibern des «Bären» und man hat sich verständigt, wer welchen Raum in Anspruch nimmt. Das Ziel muss sein, miteinander auszukommen. Es ist eine Toleranzzone, da geht es um ein Zusammenleben.

tageswoche.ch/+6n9xz

×

Aliena ist die Basler Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe. Sie gehört zum Verein Compagna Basel-Stadt.

kunft geben. Er besitzt noch weitere Liegenschaften im Kleinbasler Milieu, eine entsprechend wichtige Rolle spielen die unternehmerischen Entscheide des Keyplayers für die weitere Entwicklung des Quartiers. Doch er habe schlechte Erfahrungen mit den Medien gemacht, als er wegen einer anderen Liegenschaft in die Schlagzeilen kam. Er stehe deshalb nicht zur Verfügung, sagt Bernhard Thommen am Telefon.

Webergasse

Faktisch werden heute zwei Drittel der Toleranzzone von den Prostituierten nicht mehr zum Anwerben von Kunden genutzt, wie Milieukenner bestätigen. Im Teichgässlein etwa, ein enges, dunkles und unattraktives Strässchen, standen die Sexarbeiterinnen noch nie gerne. Und aus der Ochsen-gasse verschwinden sie auch zunehmend. Da aber immer noch gleich viele, wenn nicht sogar mehr Frauen im

Kleinbasler Milieu anschaffen, konzentriert sich das Geschehen zunehmend auf die Webergasse. Dort wirds immer enger. Der Wettbewerb nimmt zu, der Druck auf die Preise steigt.

Zwischen 30 und 40 Frauen stehen sich an einem Abend unter der Woche in der Webergasse die Füsse in den Bauch. In Grüppchen oder alleine warten sie auf Laufkundschaft. Die Hände in die Taschen ihrer Kapuzenjacken vergraben, rauchen sie Kette und kauen Kaugummi. Nur da und dort schleichen ein paar mutmassliche Freier herum. Es sind meist ältere Herren, welche sich von den Frauen ansprechen lassen und auf ein Gespräch eingehen. Kleine Gruppen jüngerer Männer hängen herum, in Hauseingängen oder vor den Kneipen. Was sie hier tun? Manche bieten im Vorbeigehen Drogen an, andere scheinen eine Art Aufpasserfunktion zu haben. Bei dieser tiefen Kundenfrequenz stürzen sich die Frauen verzweifelt auf jeden Mann. Wer die paar Meter

durch die Webergasse läuft, bekommt mindestens drei eindeutige Angebote. Oft zu erschreckend tiefen Preisen.

Aggressive Anmache

Gleichzeitig mit dem Wettbewerb hat sich in der Webergasse auch der Ton verschärft. Die Stimmung unter den Frauen wird aggressiver, Rivalitäten spitzen sich zu. Dies bekommen auch Unbeteiligte und Anwohner zu spüren. So wird für Heidi Ruf, die in der Webergasse einen Herrencoiffeursalon betreibt, die Lage immer unerträglicher. Ihre Kunden klagen über die aggressive Anmache, die manchmal bis zur körperlichen Belästigung reicht. «Wenn ich raus auf die Strasse gehe, um die Damen zu bitten, sich von meinem Schaufenster und Eingang fernzuhalten, werde ich verhöhnt», erzählt Ruf.

Ruf fürchtet um ihre Stammkundschaft und will sich wehren. Sie hat damit angefangen, die Frauen zu fotografieren, wenn sie sich verbotenerweise in ihren Hauseingang setzen oder vor ihrem Schaufenster postieren. Hilfesuchend hat sie sich an Aliena gewendet, die Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe, doch gefruchtet habe das kaum. Schliesslich gelangte Ruf an ihren Vermieter, Rolf Boner vom gleichnamigen Elektrogeschäft an der Rheingasse.

Dieser setzte sich mit einigen Anwohnern zusammen, um herauszufinden, ob es noch andere gibt, die sich an der heuti-

gen Situation stören. Vorübergehend waren sie alle zusammen in einer Art Interessensgemeinschaft mit dem Namen «Vorwärts Ochsenegasse Webergasse», kurz VOW, engagiert. Sie wollten eine Belebung bewirken, die Durchmischung stärken. Etwa mit einer intensivierten Ausserbewirtschaftung durch die verschiedenen Gastronomen. Doch die Idee stiess auf wenig Begeisterung. Zwar haben fast alle Kontaktbars und Milieukneipen heute eine Boulevardbewilligung, genutzt werden diese jedoch kaum. VOW schlief wieder ein, für Heidi Ruf aber wurde die Situation immer schlimmer.

Es hat viele Prostituierte und wenig Kundschaft. Verzweifelt stürzen sich die Frauen auf jeden Mann.

Schliesslich hat sich Boner zusammen mit Ruf in einem Brief an Baschi Dürr gewandt, den Vorsteher des zuständigen Justiz- und Sicherheitsdepartements (JSD). Darin klagen die beiden ihr Leid und fragen sich, ob der Begriff «Toleranzzone» nicht in beide Richtungen zu verstehen sei. Also so, dass sich sowohl die Sexarbeiterinnen als auch Anwohner und

Gewerbetreibende gegenseitig mit Toleranz und Respekt begegnen sollten. «Wir wünschen uns, dass diese Zone ihrem Namen wieder gerecht wird», schreiben Ruf und Boner. Weiter machen sie Vorschläge, wie sich die Situation entspannen liesse. Beispielsweise durch eine zeitliche Beschränkung der Toleranzzone.

Angst um den Ruf der Gegend

Es verging nur wenig Zeit, bis die beiden eine Antwort erhielten. «Nach den Sommerferien ist uns ein Treffen mit Vertretern des JSD in Aussicht gestellt worden», sagt Boner. Vielleicht lässt sich dann verhindern, was Boner befürchtet: «Dass die gesamte Gegend in Verruf gerät.»

Es wäre dies eine paradoxe Nebenwirkung der laufenden Gentrifizierung: Durch die Aufwertung verschlechtert sich der Ruf des Kleinbasler Rotlichtviertels. tageswoche.ch/+mfc9n ×

Stadtentwicklung

Grüne Linien und Piktogramme sollten für mehr Ordnung im Milieu sorgen. Doch mancherorts schaffen sie neuen Streit.

Konfliktherd Toleranzzone

von Matthias Oppliger

Eine kleine, konkrete Massnahme, von der wir uns eine Verbesserung der Situation versprechen.» So hat Justiz- und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr die grüne Markierung bei der Präsentation bezeichnet. Die Markierung zeigt die sogenannte Toleranzzone – jenen Bereich, in dem die Sexarbeiterinnen legal Kunden anwerben können.

Doch Heidi Ruf, die an der Webergasse einen Coiffeursalon betreibt, kann keine Verbesserung feststellen, im Gegenteil: «Der Ton hier im Milieu ist schon seit ein, zwei Jahren rauer geworden. Aber seit die Toleranzzone mit diesen grünen Linien markiert wurde, haben sich die Probleme verschärft.» Wenn sie reklamieren, würden die Frauen entgegnen: «Das ist unsere Zone, du hast hier nichts zu melden.»

Auch Cécile Grieder, die den «Roten Bären» führt, sah sich ab dem ersten Tag mit den Prostituierten im Konflikt. «Die

Frauen störten sich an unseren Tischen. Daraufhin erklärten wir ihnen, dass wir für den Aussenbereich eine Allmendbewilligung besitzen und dafür auch Geld bezahlen.» Im Gespräch kamen Grieder und die Prostituierten überein, dass ein Nebeneinander möglich sei.

Doch seit das JSD die grünen Linien anbringen liess, ist diese Übereinkunft Geschichte. «Seither bestehen die Frauen darauf, dass es ihre Zone sei und wir dort nichts zu suchen haben», sagt Grieder. Dem nachbarschaftlichen Frieden zuliebe liess Grieder die Aussentische um einen Meter verschieben.

Die Interessen decken sich nicht

Die gewünschte Wirkung zeigen die Markierungen hingegen in den Teilen der Webergasse, die ausserhalb der Toleranzzone liegen. So habe sich die Situation auf dem Klingentalplatz vor dem Hotel Balade merklich entspannt, sagt Theres Wernli vom Stadtteilsekretariat Kleinbasel. Sie hat lange den sogenannten Runden Tisch

Klingental geleitet, der zusammenfand, um die Auswirkungen des Rotlichtmilieus auf die Anwohner rund ums «Klingeli» und das Hotel Balade zu diskutieren. Sie sagt: «Inzwischen sind die ursprünglichen Probleme fast ganz verschwunden. Der Runde Tisch hat seine Ziele erreicht, im September findet wohl die letzte Sitzung statt.»

Die Kantonspolizei mag nach knapp einem Monat noch keine Bilanz über die Folgen der neuen Markierung ziehen. Nur so viel: «Erste Beobachtungen und Gespräche haben gezeigt, dass sich die Frauen besser an die Toleranzzone halten, also nicht mehr ausserhalb der Zone anwerben», sagt JSD-Sprecher Martin Schütz. Es sei dem JSD jedoch bekannt, dass die Interessen der Anwohner und Gewerbetreibenden ausser- und innerhalb der Toleranzzone «nicht immer deckungsgleich» seien.

tageswoche.ch/+y9trf ×

Weiterlesen



Mama Staat und die «hüpschen fröwen», Zeitmaschine auf S. 44.



Auf Kundenfang: Sexworkerin,
fotografiert durchs Ladenfenster
von Coiffeuse Heidi Ruf.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Gigy, Ernst, von Basel/BS, 12.07.1924–09.08.2016, Lerchenweg 56, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Prétôt-Klossner, Leny, von Le Noirmont/JU, 03.04.1940–16.08.2016, Steinbühlweg 88, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Mohl, Marie, von Niederdorf/BL, 25.08.1926–14.08.2016, Weidenhofweg 27, Arlesheim, Trauerfeier: Dienstag, 06.09., 14.00 Uhr, im Dom in Arlesheim.

Plattner, Rudolf Michael, von Untervaz/GR, 25.05.1942–13.08.2016, Dornachweg 40, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 19.08., 14.30 Uhr, im Dom in Arlesheim.

Basel

Aklin-Vonlaufen, Elsa, von Muttentz/BL, Gossau/SG, 13.09.1924–30.07.2016, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Bröcker-Oehlmann, Joseph Adolf, von Basel/BS, 11.06.1924–08.08.2016, Gellertstr. 74, Basel, wurde bestattet.

Brunner-Rothén, Alice, von Ruswil/LU, 20.09.1926–07.08.2016, St. Johannis-Ring 122, Basel, wurde bestattet.

Cremonini-Asmussen, Elke, von Basel/BS, 12.11.1938–04.08.2016, Colmarerstr. 11, Basel, wurde bestattet.

De Francesco, Giuseppe, aus Italien, 27.01.1926–13.08.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Freuler-Bühler, Maria-Mathilde Elisabeth, von Basel/BS, 28.11.1911–04.08.2016, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Hirt-Völlmy, Gertrud, von Basel/BS, 26.08.1920–04.08.2016, Luzerner-

ring 92, Basel, wurde bestattet.

Jossen, Hermann, von Basel/BS, Mund/VS, 25.02.1930–12.08.2016, Wiesenstr. 21, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 23.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kleyling, Thomas Friedrich, von Basel, 18.04.1944–14.08.2016, St. Galler-Ring 49, Basel, Trauerfeier: Montag, 22.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kocher-Guggenbühler, Irène Liselotte, von Worben/BE, 22.02.1928–09.08.2016, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 24.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Krigl-Schmidt, Karl, von Basel/BS, 30.08.1924–02.08.2016, Oetlingerstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Küenzi-Köhler, Gudrun, von Schlosswil/BE, 23.06.1937–11.08.2016, Schützenmattstr. 54, Basel, Trauerfeier: Freitag, 19.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Küng, Madlen Magdalena Maria, von Basel/BS, Muri/AG, 10.07.1936–23.07.2016, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Lüscher-Becker, Heide, von Basel/BS, 04.01.1941–08.08.2016, Eisenbahnweg 7, Basel, wurde bestattet.

Müller-Fässler, Erna Frieda, von Uzwil/SG, 27.11.1930–26.07.2016, Rümelinbachweg 23, Basel, wurde bestattet.

Müller, Hans Peter, von Altbüren/LU, 16.05.1940–15.08.2016, Wanderstr. 4, Basel, Leichengeleit: Dienstag, 23.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pöhl-Köstinger, Marie Therese, von Basel/BS, 06.04.1933–12.08.2016, Oetlingerstr. 51, Basel, wurde bestattet.

Richard-Hefti, Violette Elmine, von Coffrane/NE, 30.05.1919–09.08.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Saner, Anita, von Beinwil/SO, 25.06.1944–30.07.2016, Rixheimerstr. 23, Basel, wurde bestattet.

Schläppi-Sulzer, Heinz Ernst, von Basel/BS, Lenk/BE, 19.09.1930–04.08.2016, Bäumlhofstr. 112, Basel, wurde bestattet.

Schlegel-Wälchli, Ruedi Walter, von Basel/BS, 20.09.1931–12.08.2016, Weiherhofstr. 117, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 24.08., 14.00 Uhr, Allerheiligenkirche Basel.

Schmidt-Maeder, Suzanne Charlotte, von Zürich/ZH, 17.09.1926–08.08.2016, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Spörl-Freuler, Peter, von Sumiswald/BE, 17.06.1939–11.08.2016, Horburgstr. 53, Basel, wurde bestattet.

Steiner-Voser, Walter Ernst, von Basel/BS, 04.02.1923–01.08.2016, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Tscheulin-Thoma, Maria Margareta, aus Deutschland, 29.12.1925–05.08.2016, Ormalingenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Weaver-Schwarz, Liliane, von Basel/BS, Muttentz/BL, 17.10.1937–29.07.2016, Claragraben 136, Basel, wurde bestattet.

Widmer-Röthlisberger, Verena, von Basel/BS, 08.04.1937–14.06.2016, Nonnenweg 9, Basel, wurde bestattet.

Ziegler, Werner, von Unterramsern/SO, 02.11.1945–07.08.2016, Rastatterstr. 37, Basel, wurde bestattet.

Liestal

Baumberger-Ernst, Flora, von Koppigen/BE, 11.01.1918–14.08.2016, Aufenthalt: Gritt Seniorenzentrum, Niederdorf, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Muttentz

Jost-Lüthe, Vitus, von Muttentz/BL, Blitzingen/VS, 16.10.1927–14.08.2016, mit Aufenthalt im

Alterszentrum Birsfelden, Trauerfeier: Dienstag, 23.08., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttentz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttentz.

Lachenmeier-Eberle, Burkard Ferdinand, von Basel/BS, 06.11.1938–14.08.2016, Schafackerweg 20, Muttentz, wurde bestattet.

Stirnemann-Widmer, Heinz Jean, von Gränichen/AG, 17.05.1928–13.08.2016, Tramstr. 83, APH zum Park, Muttentz, Trauerfeier: Freitag, 19.08., 16.00 Uhr, Aula Bethesdaspital Basel, Bestattung im engen Familienkreis.

Waldenmaier-Fivian, Vreny, von Schaffhausen/SH, 22.02.1934–02.07.2016, Pestalozzistr. 20, Muttentz, Urnenbeisetzung: Dienstag, 30.08., 14.00 Uhr, Friedhof Muttentz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttentz.

Oberwil

Spaltenstein-Meyer, Ursula Elisabeth, von Kaiseraugst/AG, 12.03.1960–12.08.2016, Lange Gasse 64, Oberwil, Trauerfeier: Freitag, 19.08., 11.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast Muttentz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Ormalingen

Zeller, «Heinz» Rudolf, von Ormalingen/BL, 03.05.1937–15.08.2016, Aufenthalt im Altersheim Gelterkinden, Urnenbeisetzung am Dienstag, 23.08., 11.00 Uhr, auf dem Friedhof in Ormalingen.

Reinach

Flubacher-Heinrich, Martha, von Buckten/BL, Zürich/ZH, 05.06.1927–11.08.2016, Rebbergweg 134, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung

im engsten Familienkreis.

von Prondzinski, Sabrina, aus Deutschland, 19.02.1985–07.08.2016, Stockmattstr. 5, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Gwinner, Eckart Friedrich, aus Deutschland, 28.02.1942–04.07.2016, Morystasse 60, Riehen, wurde bestattet.

Haller, Kurt, von Beinwil am See/AG, 13.11.1948–10.08.2016, In den Neumatten 35, Riehen, wurde bestattet.

Schweigler-Matter, Gertrud Anna, von Basel/BS, 25.01.1921–04.08.2016, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Der Erziehungsdirektor verteidigt den Exklusiv-Vertrag mit Nestlé. Offenlegen will er die Vereinbarung aber nicht.

Eymann: «Badi-Besucher wollen keinen Tofu»

von Jeremias Schulthess

Der Kanton Basel-Stadt hat 2006 einen Vertrag unterzeichnet, der die Basler Badis zum Verkauf von Nestlé-Produkten zwang, wie die TagesWoche aufdeckte. Erziehungsdirektor Christoph Eymann erklärt, weshalb dieser Vertrag für den Kanton gut war.

2006/2007 hat das Sportamt Basel-Stadt einen Vertrag abgeschlossen, der die Badis zum Verkauf von Nestlé-Produkten zwang. Warum hat man diesen Knebelvertrag unterzeichnet?

Ganz einfach: Wir wollten für den Staat mehr Einnahmen generieren, es steckten also wirtschaftliche Überlegungen dahinter. Vor dem Vertrag flossen Rückvergütungen, sogenannte Kickback-Zahlungen, auf unterschiedlichste Weise direkt zu den Pächtern, die bereits vom Departement ausserordentlich vorteilhafte Bedingungen erhielten. Diese doppelte Belohnung, bei der der Staat und letztlich auch der Steuerzahler leer ausgingen, wollten wir ändern. Weiter konnten wir durch diesen Vertrag massiv günstigere Preise erzielen, was dem Kanton zugute kam.

Wäre das Erziehungsdepartement (ED) als kantonale Einrichtung mit Vorbildcharakter nicht dazu angehalten, in den eigenen Sportstätten den Verkauf von regionalen, nachhaltig produzierten Waren zu fördern?

Wir sind dazu angehalten, uns marktgerecht zu verhalten. Bestimmend ist hier die Nachfrage des Publikums. Die grosse Mehrheit der Besucherinnen und Besucher von Gartenbädern will weder Schnittlauch noch Tofu, sondern Pommes frites und Bratwürste. Und: In den Gartenbädern möchten die Kunden vor allem preiswert und schnell verpflegt werden.

Die Badi-Gäste wollen vielleicht Pommes frites, aber diese hätte man auch vom Bauern in Füllinsdorf beziehen können. Warum wollte man das den Pächtern nicht offen lassen?

Weil wir dies per Vertrag, der dem Kanton wesentlich bessere Bedingungen brachte, so geregelt hatten.

Wurde die Belieferung der Sportstätten damals ausgeschrieben?

Nein. Einkauf, Verwertung und Verkauf von Glace und weiteren Tiefkühl- sowie Trockenprodukten stehen nicht im Zu-

sammenhang mit der Erfüllung einer öffentlichen Aufgabe. Somit findet das Gesetz über öffentliche Beschaffungen keine Anwendung, welches die Ausschreibungspflicht für Geschäfte regelt, die der Erfüllung öffentlicher Aufgaben dienen.

Einen mehrjährigen Vertrag zu unterzeichnen erscheint im Gastronomiebereich, in dem sich Lieferanten und Produkte rasch wandeln, wenig sinnvoll. Wie kam das ED dazu, sich für eine so lange Zeit zu verpflichten?

Auf diese Weise konnten wir die besten Bedingungen für den Staat aushandeln.

«In den Badis möchten die Kunden vor allem preiswert und schnell verpflegt werden.»

2007 sprachen Sie von «gerechteren Regeln im Umgang mit Kickback-Zahlungen». Pächter sagen, dass sie nicht von Rückvergütungen profitierten und das Geld an das ED floss. Verstehen Sie das unter «gerechteren Regeln»?

Noch einmal: Das Ziel war es, für den Staat bessere Bedingungen zu erzielen.

Dabei gingen wir sogar noch weiter und haben gemäss den mir vorliegenden Informationen von unseren Fachpersonen einen Teil der Kickback-Zahlungen den Pächtern vergütet, obwohl wir das gar nicht mussten.

Auf die Fragen der TagesWoche hat das ED bis dato lediglich eine allgemeine Stellungnahme abgegeben – mit Verweis auf eine Geheimhaltungsklausel im Vertrag mit Nestlé. Ist der gesamte Inhalt der Verträge so geheim, dass die Öffentlichkeit nichts darüber erfahren darf und jedes Detail daraus Betriebsinterna von Nestlé offenlegt?

Das ist nicht die Frage. Die Frage ist, ob und gegebenenfalls in welchem Umfang Ihrem Gesuch um Zugang zum Nestlé-Vertrag gemäss den Bestimmungen des Informations- und Datenschutzgesetzes stattzugeben ist. Diese Frage bildet Gegenstand unserer aktuellen Abklärungen im Rahmen der Gesuchsbeantwortung.

tageswoche.ch/+q009u ×

Die TagesWoche stellte basierend auf dem Öffentlichkeitsgesetz ein Gesuch um Akteneinsicht. Das ED hat den Vertrag mit Nestlé bislang nicht herausgegeben.

Eymann über den Nestlé-Vertrag: «Das kam dem Kanton zugute.»

FOTO: NILS FISCH





Ver mehrt im Einsatz: Die deutsche Bundespolizei bei einer Kontrolle im 8er-Tram.

FOTO: NILS FISCH

Grenze in Basel

Wer mit dem 8er-Tram über die Grenze fährt, muss häufiger den Ausweis zeigen. Die deutsche Bundespolizei hat seit Juli ihre Grenzkontrollen verstärkt.

Mehr Kontrollen wegen Flüchtlingen

von Jeremias Schulthess
und Nils Fisch

An der Haltestelle Ciba steigen vier Männer in das 8er-Tram ein. Zwei hinten, zwei vorne. Sie tragen das gleiche blaue T-Shirt. Am Grenzübergang Weil-Friedlingen steigen zwei uniformierte Polizisten ein. Gemeinsam mit den vier Männern in Zivil kontrollieren sie die Passagiere und führen zwei Personen aus dem Tram.

Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine Grenzkontrolle der deutschen Bundespolizei und Zollbehörde, die seit einigen Wochen vermehrt die offiziellen Grenzübergänge kontrolliert.

Helmut Mutter, Mediensprecher der Bundespolizei, bestätigt auf Anfrage, dass die Bundespolizei neuerdings mehr in Trams kontrolliere. Bisher machte die für den Grenzübertritt zuständige Bundespolizei hauptsächlich mobile Kontrollen – auf Schweizer Boden bis zu 30 Kilometer von der Grenze entfernt. Man konzentriere die Einsatzkräfte seit Ende Juni «auf den grenznahen Bereich und die Grenzübergänge – in erster Linie auch, «um asylsuchende Personen aufzugreifen und zu registrieren».

Weisse interessieren nicht

Der Grund für die Strategie-Änderung: Die Zahl der illegalen Grenzübertritte nahm in den vergangenen Monaten rapide zu. Zwischen Januar und Juli hat die Bundespolizei 1104 Personen registriert, die versuchten, illegal über die Grenze zu gelangen.

Das berichtete der «Tages-Anzeiger» vergangene Woche. Ab Mai seien die Zahlen sprunghaft angestiegen, bestätigt Mutter. Allein im Juli wurden über 400 illegale Grenzübertritte festgestellt. Zum Vergleich: Im Jahr 2015 waren es insgesamt 1787 gewesen.

Die meisten Personen, die illegal über die Grenze wollen, kommen aus Afrika. Das schlägt sich auch bei den Kontrollen in den Trams nieder. Während die deutschen Polizisten die Personen mit weisser Hautfarbe kaum zur Kenntnis nehmen, prüfen sie diejenigen mit dunkler Hautfarbe penibel genau.

Mutter sagt, es sei naheliegend, Personen «nach einem bestimmten Fahndungsraster zu kontrollieren». Mit Racial Profiling habe das nichts zu tun.

Schweizer Asyl-Praxis verschärft

Dass nun deutlich mehr Asylsuchende bei Basel die Grenze in Richtung Deutschland passieren, hängt auch mit der Asyl-Praxis der Schweiz zusammen. Denise Graf von Amnesty Schweiz erklärt: «Die Praxis gegenüber Asylsuchenden hat sich seit Anfang des Jahres verschärft.»

Zum Beispiel erhalten Eritreer seltener einen Aufenthaltsstatus; die Schutzquote sank von über 90 Prozent im letzten Jahr auf 75 in diesem Jahr. Im Juli erhielten gar 45 Personen aus Eritrea einen negativen

Entscheid mit Wegweisung nach Eritrea. Sie müssen die Schweiz verlassen, auch wenn sie keine Papiere für die Reise nach Eritrea haben.

Ein weiterer Grund, warum weniger Flüchtlinge in die Schweiz wollen, seien Angehörige der Familie, die bereits in Deutschland leben. Das habe sie von vielen Flüchtlingen in Lampedusa gehört, wo sie vor einigen Wochen war, sagt Graf.

Über 400 illegale Grenzübertritte wurden allein im Juli festgestellt. 2015 waren es insgesamt 1787 gewesen.

Die Zahlen des schweizerischen Grenzwachtkorps (GWK) zeigen nicht, was die Bundespolizei in den letzten Wochen feststellte. Das liegt auch daran, dass das GWK nicht gezielt die Grenzübergänge kontrolliert. Das zeigen mehrere Besuche an den Grenzposten Weil-Friedlingen und Weil-Otterbach.

Welchen Fokus die Schweizer Grenzwächter haben, will GWK-Medien-sprecher David Marquis «aus einsatztechnischen Gründen» nicht sagen. Nur, dass mittlerweile 48 Stellen im Raum Nordwestschweiz geschaffen wurden. Diese

Personen würden sich derzeit noch in Ausbildung befinden. Laut Bundesrat sollen diese zusätzlichen Einsatzkräfte im Raum Basel als mobile Teams für Kontrollen eingesetzt werden.

Immer mehr Einreiseversuche

Die Tendenz, die die Deutschen an ihrer Südgrenze feststellen, lässt sich auch an der Südgrenze der Schweiz beobachten: Niemals zuvor in diesem Jahr haben so viele Menschen versucht, illegal in die Schweiz einzureisen wie in der vergangenen Woche. Von den 1767 Aufgegriffenen, die zu rund der Hälfte aus Eritrea stammten, wurden 1184 wieder nach Italien ausgewiesen: Das gilt für Personen, die keinen gültigen Ausweis und kein Visum vorweisen können und in der Schweiz kein Asyl beantragen wollen.

tageswoche.ch/+ipzig

×

ANZEIGE

:OKO·JOB
20 JAHRE!



WIR FEIERN!
26.8.16

Freitag 26. August 2016

Markt und offene Werkstatt | mit Spiel & Spass für Gross & Klein ...

ab 15.30 Uhr
17.30 Uhr
19.30 Uhr

mit Produkten von ÖKO·JOB | mit Musik und vieles mehr!
Jubiläums-Apéro | von den Baselbieter Bäuerinnen
Konzert BACKTO | Musik aus den 60ies, 70ies, 80ies ...

Areal am Bahnhof | Sissacherstrasse 20 | 4460 Gelterkinden | www.oeko-job.ch



Vor vier Jahren war Lorenz Nägelin bei den Regierungsratswahlen chancenlos. Im Herbst 2016 versucht er es erneut.

Der Dauer-Kandidat

von Dominique Spirgi

Dem Klischeebild eines SVP-Politikers entspricht Lorenz Nägelin nicht. An einem Buurezmorge würde der smart wirkende 49-Jährige wohl als Fremdkörper auffallen, und in seiner ruhigen und zurückhaltenden Ausdrucksweise hat er auch nichts mit den prominenten Polterern aus der Mutterpartei gemein.

Auch im Boot des bürgerlichen Kandidatenquartetts wirkt er, obwohl er stets an der Seite der Mitstreiter steht (oder auch mal in den Rhein springt), ein bisschen als knapp geduldeter Aussenseiter.

Lorenz Nägelin möchte der erste Basler SVP-Regierungsrat werden. Das wollte er bereits vor vier Jahren – und landete abgeschlagen auf dem zehnten Platz. Auch bei der gleichzeitigen Wahl des Regierungspräsidenten schied er mit einem desolaten Resultat aus. Anders als im Grossen Rat blieb die Exekutive bislang SVP-freie Zone, wie dies Christoph Eymann einst formuliert hatte.

Nägelin aber bleibt dran: «Es kann nicht sein, dass eine grosse Bevölkerungsschicht in der Regierung nicht vertreten ist.» Gemeint sind die Wählerinnen und Wähler, die die SVP im Grossen Rat zur stärksten bürgerlichen Fraktion erhoben.

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?

Eine gewisse Unruhe, die in diesem Kanton herrscht, dass es immer wieder zu Überfällen auf der Strasse kommt. Dann der angespannte Arbeits- und Wohnungsmarkt. Und schliesslich die Parkplatzsituation, die vor allem das Leben der KMU erschwert, die auch unter dem tiefen Euro-Kurs zu leiden haben.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?

Ich bringe breite Führungserfahrung mit, und eine grosse Bevölkerungsschicht ist nicht in der Regierung vertreten, nämlich die Wählerschaft der SVP. Mit meiner Wahl würde die Regierung wieder eine bürgerliche Mehrheit erlangen, was dem Kanton und speziell den KMU und dem Mittelstand guttun würde.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?

«Für Eile fehlt mir die Zeit» von Horst Evers.

Steckbrief

Geboren: 1967 in Basel.

Politische Laufbahn: Grossrat seit 2001, seit 2007 Fraktionspräsident und Mitglied im Parteivorstand, Vizepräsident der Gesundheits- und Sozialkommission, Mitglied der Petitionskommission und der Interparlamentarischen Geschäftsprüfungskommission des Uni-Kinderspitals beider Basel.

Werdegang: Dipl. Pflegefachmann und dipl. Rettungssanitäter, Nachdiplomstudium zum eidg. dipl. Betriebswirtschaftler. Kadermitglied Rettung Basel-Stadt. Oberstleutnant im Stab des Oberfeldarztes. Aktiv im Korps für Humanitäre Hilfe, der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit.

Familiäres: In Beziehung zu einer Frau mit einem 13-jährigen Sohn. Lebt auf dem Bruderholz.

Das sei für ihn der Antrieb gewesen, noch einmal zur Wahl anzutreten. Und das parteiübergeordnete Bestreben, in der Exekutive wieder eine bürgerliche Mehrheit zu installieren.

Anders als vor vier Jahren muss die SVP 2016 nicht mehr im Alleingang antreten. Nach dem wahlarithmetisch erfolgreichen Baselbieter Vorbild haben sich die traditionellen bürgerlichen Parteien der Stadt dazu durchgerungen, die bislang tunlichst gemiedene SVP in ihre Reihen aufzunehmen.

Ist das der Grund, dass Nägelin auf den ersten Blick wie eine SVP-Light-Variante daherkommt? Hat er sich im Bewusstsein, dass es SVP-Positionen in Basel bei Abstimmungen und Majorzwahlen schwer haben, in ein liberales Mäntelchen gehüllt? Nägelin verneint. Er sei sich selber treu geblieben: «Ich bin ein bürgerlicher, liberal denkender Politiker. Was mich vielleicht von anderen SVP-Politikern unterscheidet, ist die Tatsache, dass ich in einem sozialen Beruf arbeite», sagt er. Nägelin ist Kadermitglied bei der Rettung Basel-Stadt und Mitglied der Abteilungsleitung der Sanität. «Ich bin immer noch aktiv bei Einsätzen an der Front und als Einsatzleiter bei Grossereignissen.»

Keine explizit rechte Politik in Basel

Und er verfüge über eine breite Führungserfahrung im Beruf, in der Politik und im Militär, sagt er weiter. In der Armee besitzt er den hohen Rang eines Oberstleutnants im Stab des Oberfeldarztes, früher war er Kommandant und Militärrichter. 2001 wurde er in den Grossen Rat gewählt. Damit gehörte er zu den ersten SVP-Vertretern im Kantonsparlament. Seit 2007 ist er Fraktionspräsident und Mitglied des Basler Parteivorstands.

Zurück zur Politik: Er könne mit dem oft benutzten Links-Rechts-Schema nicht viel anfangen, sagt Nägelin. Er wolle ein Regierungsrat für die ganze Kantonsbevölkerung sein und Sachpolitik betreiben. Das sind Allgemeinplätze, wie man sie von allen Kandidierenden hört. Ein Blick in seine Tätigkeit als Grossrat lässt Nägelin aber tatsächlich nicht als SVP-Hardliner erscheinen. Auf der einen Seite zieht sich zwar die Forderung nach mehr Sicherheit sowie Ruhe und Ordnung durch seine Vorstösse und Wortmeldungen. In einer aktuellen Anfrage im Grossen Rat kritisiert er etwa, dass sich der Vorplatz des Bahnhofs SBB zum Tummelplatz für Randständige entwickelt habe.

Hier entspricht er dem Bild des SVP-Politikers. Auf der anderen Seite regte er in einem Vorstoss die «Überprüfung der belastenden Schichtarbeit im Alter» an – ein Anliegen, das auch von der BastAl-Regierungsratskandidatin Heidi Mück und anderen Grossratsmitgliedern der links-grünen Seite mitgetragen wurde.

Mück beschreibt Nägelin als «eine nette, umgängliche Person». Politisch habe er aber kaum Spuren hinterlassen beziehungsweise kaum relevante Vorstösse



Lorenz Nägelins Selbsteinschätzung: «Umgänglich, kein Nörgeler und jemand, der Sachpolitik betreibt.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

gemacht, sagt sie. «Grundsätzlich trägt er jedoch die SVP-Politik mit – ausser vielleicht beim Thema Staatsangestellte, aber da ist er auch persönlich betroffen.»

Was die nationale Politik angeht, bewegt sich Nägelin tatsächlich klar auf der Linie der Mutterpartei. «Die EWR-Abstimmung hat mich zur SVP gebracht», sagt er. «Heute ist man doch froh, dass die Abstimmung so ausgefallen ist», ergänzt er.

Die Abschottungspolitik der nationalen SVP könnte sich für Nägelin in Basel, wo sich auch bürgerliche Politiker gerne weltoffen geben, als Hypothek erweisen. So befürwortet er die eben eingereichte Initiative «Schweizer Recht vor fremden Richtern». Hier öffnet sich ein tiefer Graben zu seinen bürgerlichen Mitstreitern und zu Wirtschaftsverbänden, die die Vorlage heftig kritisieren. Nägelin versucht zu beschwichtigen: «Es ist doch nicht Abschottung, wenn wir uns gegen fremde Richter im Land wehren und unsere Freiheit mit der direkten Demokratie behalten wollen», sagt er.

Zu reden geben dürfte auch, dass er die Masseneinwanderungs-Initiative der SVP unterstützt hat. «Ich habe mit der Mehrheit gestimmt», sagt Nägelin dazu. Dass er damit eine Vorlage unterstützt hat, die den Wirtschaftsstandort Basel in Bedrängnis bringt, lässt er nicht gelten. «Der Wirtschaftsstandort Basel wird keinen Schaden erleiden, hochqualifizierte Arbeitskräfte werden weiterhin Zugang haben.»

Er selber würde sich als Basler Regierungsrat für eine Lösung stark machen, vor der die Wirtschaft in Basel keine Angst haben müsste.

Auch wenn Nägelin die als wirtschaftsfeindlich angeprangerten Folgen der SVP-Politik kleinzureden versucht, spürt man, dass ihm die Verbindung seiner Person mit den umstrittenen Initiativen nicht behagt. Er sei nicht der Typ Mensch, der sich auf Vergangenes fokussiere, sagt er. «Die Annahme der Initiative drückte ein verbreitetes Unbehagen gegen die Einwanderungsströme aus, jetzt müssen wir vorwärtsschauen.»

Die Verbindung seiner Person mit den SVP-Initiativen behagt Lorenz Nägelin nicht.

Nicht zurückblicken möchte Nägelin auch, wenn man ihn auf den Arbeitskonflikt mit seinem heutigen Chef und in Zukunft möglichen Regierungsratskollegen Baschi Dürr anspricht. Wegen der Kritik an Rettungschef Dominik Walliser wollte Dürr Nägelin, der als Teamleiter bei der Sanität arbeitete, versetzen. Nägelin wehrte sich rechtlich dagegen und bekam schliesslich recht. Dazwischen lagen aber beinahe zwei Jahre, während denen er

freigestellt war. «Das war eine schwierige Zeit, die Sache ist aber gegessen», sagt Nägelin heute. Weiter will er sich nicht mehr dazu äussern.

Holzbänke müssen möglich sein

Also der Blick nach vorne: Die Antwort auf die Frage, was er denn als Mitglied einer bürgerlichen Regierungsmehrheit grundsätzlich anders machen würde, klingt bei Nägelin ähnlich wie bei seinen Mitkandidaten aus der FDP, LDP und CVP. Es gelte, die Steuern zu senken – «besonders für den unteren Mittelstand, der von der rot-grünen Regierungsmehrheit vergessen wurde». Die Basler Politik müsse KMU-freundlicher werden – besonders was die Überregulierung angehe. «Es kann doch nicht sein, dass der Staat wie beim Beispiel East-West-Hotel einem Wirt verbietet, Holzbänke aufzustellen.»

Als weitere Stichworte nennt er Sicherheit, Wohnungsmarkt, Parkraumbewirtschaftung, Eigenmietwert und die verkehrsfreie Innenstadt. «Ich bin für eine verkehrsfreie Innenstadt, aber gegen die restriktive und damit KMU-feindliche Durchsetzung», sagt er. Und wie bei seinen bürgerlichen Mitkandidaten wird man das Gefühl nicht los, dass es die heutige Regierung den Herausforderern nicht leicht macht, entscheidende Angriffspunkte und damit auch schlagende Argumente für einen Richtungswechsel zu finden.

tageswoche.ch/+7kovn

×



Am wohlsten ist es Christoph Brutschin im Hintergrund. Doch in der Regierung spielt er eine prägende Rolle.

Der Stratege

von Yen Duong

Christoph Brutschin ist kein Mann, der auffällt. Betritter mit seiner Aktentasche einen Raum, wirkt er unscheinbar und harmlos. Doch zwischen Schein und Sein liegen Welten: Seit Anfang 2009 leitet der Sozialdemokrat das Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt und gehört in der Basler Regierung zu den einflussreichsten Stimmen.

Brutschin ist der kreative Kopf im siebenköpfigen Gremium, einer, der die Regierung aus verfahrenen Situationen herausholen kann und dafür von seinen Kollegen bewundert wird. Der 80-Millionen-Deal mit Baselland trägt im Wesentlichen seine Handschrift, auch wenn es am Schluss seine Vertrauensperson Eva Herzog war, die Applaus dafür erntete. Christoph Brutschin fühlt sich wohl in der Rolle des Strategen im Hintergrund.

Im Herbst will der ehemalige KV-Rektor wiedergewählt werden, er dürfte das problemlos schaffen. Der Alltag als Regie-

Brutschin wirkt nett und locker – er kann aber auch böse werden.

FOTO: NILS FISCH



rungsrat erfordert aufgrund eines gesundheitlichen Rückschlags grosse Aufmerksamkeit: Brutschin musste sich seit 2006 mehreren Operationen am Innenohr unterziehen. «Medizinisch ist alles in Ordnung, das Hörvermögen hat aber gelitten», sagt er. In der SP heisst es gerüchteweise, man habe ihn deshalb zu einer erneuten Kandidatur überreden müssen. Brutschin winkt in den Räumen der TagesWoche – wenig überraschend – ab: «Was da immer geredet wird! Ich bin einfach sehr glücklich, dass mich die SP für eine weitere Legislatur nominiert hat.»

Vor ihm nimmt man sich in Acht

Der Betriebsökonom wird von seinen politischen Gegnern als sympathisch, engagiert, pragmatisch und kompetent beschrieben. («Ein Glücksfall für Basel», sagt ein FDPler.) Vor dem 58-Jährigen nimmt man sich in Acht – auch, weil er als dünnhäutig bekannt ist und einen bösen Ton anschlagen kann. Läuft es nicht so, wie er will, gibt er es einem zu spüren, meistens per E-Mail. In der persönlichen Begegnung zeigt sich Brutschin locker und freundlich. Der ehemalige KV-Lehrerling erklärt seine Ausbrüche so: «Wenn mir etwas nicht passt, dann sage ich das – das war es dann aber auch.»

Christoph Brutschin sucht den grösseren Zusammenhang – er ist ein Politiker, der den Blick fürs Ganze nie aus den Augen verliert.

Brutschin wird in seiner Partei als der sozialste SPLer in der Regierung wahrgenommen. «Ich möchte nicht in einer Gesellschaft leben, in der die Einkommensverteilung schiefer wäre als in westeuropäischen Demokratien sozialmarktwirtschaftlicher Prägung», sagt er. Dabei geht es ihm nicht um Idealismus, es stecken auch rationale, wirtschaftliche Überlegungen dahinter: «Wenn die Einkommen einigermaßen gleichmässig verteilt sind, wird auch die Kaufkraft gleichmässig verteilt, es entfaltet sich insgesamt also mehr Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen, was wiederum zu mehr Beschäftigung und damit zu mehr Lohnzahlungen führt.»

In Brutschins Ära wurden die Familienmietzinsbeiträge ausgebaut – und steigen in Basel-Stadt die Krankenkassenprämien, erhöht er die Prämienverbilligungen. Aber ist das nicht das Mindeste, was man von einem linken Regierungsrat erwarten kann? «Zieht man in Betracht, dass reihum kantonale Sozialleistungen eingefroren oder abgebaut werden, während Basel-Stadt ausgebaut hat, ist das wohl etwas mehr als einfach das Minimum.»

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?

Die Beschäftigungslage, die Finanzierung des Gesundheitswesens und übergeordnet die Frage, wie unsere Gesellschaft mit terroristischen Anschlägen umgehen soll und kann.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?

Weil ich alles tun werde, um dem neuen, wegweisenden Basler Energiegesetz zum Durchbruch zu verhelfen – genauso wie einer weiteren Förderung wirtschaftlicher Innovation und einem gezielten Ausbau unserer Sozialleistungen.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?

Reste der Ferienlektüre: Helen Macdonalds «H wie Habicht», dazu die letzten zwei Ausgaben von «WSC – When Saturday Comes» – die Kolumnen von Harry Pearson sind ein Genuss!

Steckbrief

Geboren: 1958

Im Regierungsrat seit: 2005 (Finanzdepartement)

Werdegang: Kaufmännische Grundbildung, längere Berufspraxis in der Privatwirtschaft, später Studium der Volkswirtschaft und der Wirtschaftspädagogik, von 1996 bis Anfang 2009 Rektor der Handelsschule KV, Mitglied des Grossen Rates (1992–2005), 2008 Wahl in den Regierungsrat, seit Anfang 2009 Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Soziales und Umwelt, neu Präsident der Volkswirtschaftsdirektoren-Konferenz.

Familiäres: Verheiratet mit Lilli Strassmann (Ergotherapeutin, SP-Bürgergemeinderätin, Stiftungsrätin der Christoph Merian Stiftung), eine gemeinsame, erwachsene Tochter, die Familie lebt in der Breite.

Brutschin sucht immer den grösseren Zusammenhang – er ist ein Politiker, der den Blick fürs Ganze nie aus den Augen verliert. Die derzeitige Wohnsituation bereitet ihm Sorgen. Es gebe eine leichte Zunahme von Leuten, die auf der Gasse leben. «Hier müssen wir eine Lösung finden. Mich persönlich betrifft es, wenn jemand kein Logis hat – das ist etwas vom Schlimmsten, was jemandem passieren kann.» Zwar habe Basel-Stadt die Zahl der Notwohnungen in letzter Zeit erhöht, aber es brauche wohl einen weiteren Ausbau.

Versteckt hinter Paragraphen

In der Kultur- und Gastroszene wünscht man sich mehr Toleranz des ihm unterstellten Amtes für Umwelt und Energie – wenn es um neue Bass-Regelungen geht oder um Gartenbeizen, die bereits um 20 Uhr schliessen müssen. In solchen Situationen versteckt sich Brutschin gerne hinter Paragraphen: «Wir vollziehen einfach nur das Gesetz. Dieses lässt sich auf dem üblichen, demokratischen Weg über die Parlamente anpassen. Geschieht das, dann vollziehen wir künftig diese neuen Bestimmungen», sagt er.

Brutschin hat eine Mission: Mit aller Kraft will er den SVP-Kandidaten Lorenz Nägelin in der Regierung verhindern. Niemand von den rot-grünen Regierungsratskandidaten scheint die SVP so zu verachten, wie Brutschin es tut. «Es gibt nun mal Sachen, die für unseren Wirtschaftsstandort essenziell sind. Die SVP fährt aber eine ganz andere Linie.» Damit meint er die Masseneinwanderungs-Initiative, deren mögliche Folgen bereits heute «extrem belastend» für Basel-Stadt seien.

Bereits Ende 2014 hat der Bundesrat beschlossen, die Kontingente für Angehöri-

ge aus Drittstaaten zu kürzen (damit sind Bürger von Staaten gemeint, die nicht in der EU oder Efta-Mitglied sind). Der Wirtschaftsdirektor zeigt sich besorgt: «Letztes Jahr haben die Kontingente knapp erreicht – was aber damit zu tun hat, dass die Firmen von sich aus weniger Anträge gestellt haben.» Gewisse Projekte fänden eventuell gar nicht mehr hier statt, Arbeitsplätze von morgen gingen somit verloren. Das sei eine gefährliche Entwicklung. Brutschin kann deshalb nur den Kopf schütteln darüber, dass FDP, CVP und LDP erstmals mit der SVP bei den Regierungsratswahlen zusammenspannen.

Brutschin hat eine Mission: Mit aller Kraft will er SVP-Kandidat Lorenz Nägelin in der Regierung verhindern.

Brutschin befürchtet, dass sich einzelne Interessengruppen bei einer bürgerlichen Regierungsmehrheit besser Gehör verschaffen könnten als heute. «Ich mache mir auch Sorgen um das soziale Basel, für das wir uns eingesetzt haben.»

Rot-Grün zeichne eine Stabilität aus – was gewisse Menschen auch als langweilig empfinden mögen. Brutschin findet Langeweile nicht per se etwas Schlechtes: «Politik hat nichts mit dem Unterhaltungsbusiness zu tun. Es ist eine unspektakuläre Arbeit – und für die Bevölkerung dann am Besten, wenn sie funktioniert, ohne dass man viel davon merkt.»

tageswoche.ch/+jymri

×

Gastronomie

Eine Buvette stösst auf Ablehnung

von Yen Duong

Die geplante Buvette des Kantons am Schaffhauserrheinweg bringt die Anwohner am Rheinufer oberhalb der Wettsteinbrücke offenbar in Rage: 20 Einsprachen reichten sie ein – ein Rekord, bestätigt Daniel Hofer, Sprecher des Bau- und Verkehrsdepartements.

Im April hat die Allmendverwaltung bekannt gegeben, dass sie Betreiberinnen und Betreiber für die fünfte Buvette am Kleinbasler Rheinufer sucht. Dem Plan der Verwaltung zufolge soll diese auf der Höhe des Fischerwegs in unmittelbarer Nähe zur St.-Alban-Fähre eingerichtet werden und im Frühling 2017 eröffnen.

Ob der Zeitplan eingehalten werden kann, ist fraglich. Bei der Buvette im St.-Johannis-Park haben Einsprachen die Eröffnung um ein Jahr verzögert. Hofer sagt: «Unser Ziel bleibt, dass die neue Buvette dann in Betrieb genommen werden kann. Wie lange das ganze Verfahren dauern wird, ist aber unklar.»

Grund für Hofers Zurückhaltung: Bei der Ausschreibung im April ging es nur um die Betreibersuche (die Bewerbungen werden derzeit gesichtet). Sobald der Be-

treiber auserkoren ist, startet das Allmendbewilligungsverfahren. Dagegen kann erneut Einsprache erhoben werden. Damit es nicht so weit kommt, will die Allmendverwaltung das Gespräch mit der Anwohnerschaft suchen, «um ihre Kritikpunkte zu berücksichtigen», wie Hofer sagt.

Silvia Rietschi, Vorstandsmitglied des Neutralen Quartiervereins Oberes Kleinbasel, möchte nicht viel zum Widerstand gegen die neue Buvette sagen. Nur, dass die Einsprachen von der Anwohnerschaft stammten, das Quartier sich nicht gegen alles wehre und eine gemeinsame Lösung gefunden werden müsse.

Wer ist dagegen?

Selbstverständlich sind nicht alle Anwohner gegen die neue Buvette. Wer aber laut hartnäckigen Gerüchten zu den Gegnern gehören soll, ist Architekt Pierre de Meuron. Der aber dementiert, offenbar nicht zum ersten Mal darauf angesprochen: «Ihre Anfrage», schreibt er in einer E-Mail, «gibt mir die Gelegenheit, ein offensichtliches Missverständnis zu klären. Weder meine Frau noch ich haben uns je in irgendeiner Form gegen diese Buvette ausgesprochen und uns auch nicht am laufenden Rekursverfahren beteiligt. Wir sind NICHT gegen die geplante Buvette.»

Widerstand gegen eine neue Buvette gibt es auch auf der Grossbasler Seite, im St. Alban: Gegen die ebenfalls für das Jahr 2017 geplante Buvette auf der Plattform beim Letziturm sind acht Einsprachen bei der Allmendverwaltung eingetroffen.

tageswoche.ch/+r107r

Zahl der Woche

3333

von Dominique Spigri

Es ist ein Plädoyer des Ausgangsvolks «für eine belebte Altstadt Kleinbasel»: 3333 Unterschriften hat das Komitee Kulturstadt jetzt an einem einzigen Wochenende gesammelt. Claudio Miozzari sprach deshalb bei der Unterschriftenübergabe stolz vom neuen Instrument einer «Blitzpetition».

Das besagte Wochenende war allerdings auch sehr belebt. Das Floss-Festival erlebte seinen Abschluss, das Open Air Basel zog viel Ausgangsvolk an, die Rheingasse war an diesem schönen Wochenende eh voll, und in der Ochsenegasse wurde ein eher guggenmusikseliges Strassenfest gefeiert.

Genau so soll es sein, wie die Petenten finden. Ihre Sammelaktion setze «ein Ausrufezeichen hinter das Bedürfnis nach Begegnung» und das «Potenzial der Altstadt Kleinbasel», schreiben sie. Konkret fordert die Petition, die Boulevardgastronomie in der gesamten Kleinbasler Altstadt zwischen Kaserne und Waisenhaus zuzulassen. Zudem sollen die Betriebszeiten verlängert und vereinheitlicht werden.

tageswoche.ch/+02fag

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Auch das noch

Die Riehener SVP und Basels Schulwegplan

von Dominique Spirgi

Christian Heim, SVP-Einwohnerrat von Riehen, versteht – wenn auch nicht gerade die Welt – so aber zumindest seinen Kanton nicht mehr: «Wie kann beispielsweise begründet werden, dass bei der Kreuzung Schützengasse/Spitalweg/Gänsehaldenweg auch der Strassenübergang als geeignet bezeichnet wird, welcher über keinen Fussgängerstreifen verfügt?»

Heim bezieht sich auf den digitalen Schulwegplan, den der Kanton Basel-Stadt in zweijähriger Arbeit erstellt hat. Auf dem Plan werden 3800 Strassenübergänge nach Sicherheitskriterien beurteilt. Farbmarkierungen weisen diese jeweils mit den Bewertungen «geeignet», «höhere Anforderung», «anspruchsvoll» oder auch «nicht empfohlen» aus.

Fehlender Fussgängerstreifen

Der Interpellant stellt das Angebot des Kantons grundsätzlich infrage: Anstatt auf Gefahrenstellen hinzuweisen, wäre es seiner Ansicht nach «eher die Aufgabe des Staates (...), dafür zu sorgen, dass bestehende Gefahrenstellen beseitigt und damit Schulwege sicherer werden».

Und genau in diese Richtung zielt denn auch sein konkretes Anliegen: «Welche Massnahmen plant der Gemeinderat, um die bestehenden Gefahrenstellen auf dem Gemeindegebiet zu beseitigen?»

Nun befindet sich die besagte Kreuzung in einer Tempo-30-Zone. Und in solchen verkehrsberuhigten Zonen dürfen Fussgängerstreifen nur in Ausnahmefällen aufgemalt werden. Der Grund: Das Queren der Strasse soll überall möglich sein und die Fussgänger sollen nur ausnahmsweise verpflichtet werden, einen Fussgängerstreifen zu benutzen.

Pikantes Detail: Als in Riehen vor Jahren über die Einführung von Tempo-30-Zonen diskutiert wurde, hatte sich die SVP stark gegen diese verkehrsberuhigenden Massnahmen zur Wehr gesetzt.

tageswoche.ch/+x9yl5

ANZEIGE

Portugiesisch
Lehrerin

061 382 50 68



Parteien und Verbände wollen die Fusion, aber keine Privatisierung.

FOTO: KEYSTONE

Spitalfusion

Privatisierung hat einen schweren Stand

von Yen Duong

Wie die «Basler Zeitung» aufgedeckt haben will, sollen das Universitätsspital und das Kantonsspital Baselland nicht nur zusammengelegt, sondern auch privatisiert und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Das löst heftige Reaktionen aus.

Die SP BS und die SP BL fordern die beiden Regierungsräte Lukas Engelberger (CVP, BS) und Thomas Weber (SVP, BL) auf, die Privatisierungspläne zu versenken. Sie schreiben: «Spitäler dürfen keinesfalls dem freien Markt überlassen werden. Gewinnmaximierung und Profitgedanken haben keinen Platz, wenn es um die Behandlung von kranken Menschen geht.»

Der VPOD, der Verband des Personals im öffentlichen Dienst, droht bereits mit dem Referendum. Eine Privatisierung liesse die Personalkosten noch stärker unter Druck kommen als bisher, ein Personalabbau sei voraussehbar, die Spitalangelegenheiten seien aber schon am Limit.

Der Verein «Gesundheit für alle» reagiert mit einem offenen Brief und schreibt: «Anlässlich der Abstimmung über die Auslagerung der Basler Spitäler betonte der Regierungsrat, dass eine Privatisierung nicht vorgesehen sei. Eine Kehrtwende in dieser Frage käme einem Verstoß gegen Treu und Glauben gleich.» Es sei bekannt, dass eine Privatisierung zusätzliche Kosten von rund zehn Prozent und eine weitere Beschneidung der Kom-

petenzen des Grossen Rates nach sich ziehen würde. Zudem sei das «monatelan-ge Zurückhalten derart einschneidender Veränderungen (...) ein Affront gegenüber Parlament und Bevölkerung».

Noch nicht festlegen will sich die EVP BS, wie das «Universitätsspital Nordwestschweiz» geführt werden soll, ob als Aktiengesellschaft oder öffentliche Organisation. Das müsse vertieft geprüft werden.

Unglücklich mit der Kommunikation sind auch die zwei Gesundheitsdirektoren Lukas Engelberger und Thomas Weber, wenn auch aus anderen Gründen. Sie bedauern, dass der BaZ mitten im Prozess «Informationen zugespielt worden sind», wie aus ihrer Stellungnahme hervorgeht.

Entscheid im Herbst bekannt

Über den Entscheid der beiden Regierungen zu den konkreten Projektergebnissen und das weitere Vorgehen wollen Weber und Engelberger, wie angekündigt, vor den Herbstferien informieren.

Von bürgerlicher Seite hat sich einzig die Handelskammer beider Basel zu Wort gemeldet. Sie fordert, dass die geplante Fusion nicht wegen einer eventuellen Privatisierung im Keim erstickt werde.

tageswoche.ch/+be8nw

×

ANZEIGE

Erfahrener
Landschaftsgärtner
übernimmt sämtliche
Gartenarbeiten inkl.
Abfuhr

076 572 40 49

Nawa

Eigentlich müsste so ein Hügel dem *Canis lupus arabs* gehören, dem in Syrien heimischen Wolf. Was würde der doch bei so einem Mond das Tal besingen! Stattdessen fühlen sich Kämpfer gezwungen, ihre Waffen sprechen zu lassen.

ALAA AL-FAQIR/REUTERS

**Basel**

Wussten Sie, dass es auf dem Dreispitz-Areal einen Hindu-Tempel gibt? Vergangenen Sonntag fand hier das zweiwöchige Jahresfest der Hindus seinen Höhepunkt und die graue Betonlandschaft endlich zu einem farbenfrohen Kleid.

HANS-JÖRG WALTER

**Karachi**

Wer holt mehr Cash aus dieser Brühe? Die Fischer mit ihren Booten im Hintergrund – oder doch die Männer, die gerade alles Rezyklierbare aus dem Wasser angeln?

AKHTAR SOOMRO/
REUTERS

Basel

Ein guter Sommer braucht gutes Timing: Schwitzt man im Büro und erkältet sich am Weekend, bleibt er nur den Kindern in Erinnerung. Ein Sommertag zum Vergessen ist aber auch so möglich: Wenn man sein geliebtes Auto im blödsten Moment an einem Brunnen vorbei spazieren führt.

HANS-JÖRG WALTER



Louisiana

Wer auch immer sich in diese Kiste gelegt hat: Diese Person hat das Prinzip Arche Noah völlig falsch verstanden.

JONATHAN BACHMAN/
REUTERS





Anfang August 2016 erstmals voll: Die neue Staumauer vergrössert den Muttsee auf das Dreifache.

FOTO: FRIDOLIN WALCHER

Energiewirtschaft

Das Pumpspeicher-Kraftwerk «Linthal 2015» ist ein Meisterwerk der Baukunst. Für die Stromversorgung ist es derzeit aber überflüssig. Es droht ein Riesenverlust.

Axpo setzt Milliarden in den Glarner Kalk

von Hanspeter Guggenbühl

Eine kahle Gebirgslandschaft auf der einen, eine lange Staumauer auf der andern Seite: Mit 2474 Meter über Meer ist der Spiegel des Muttsees im Glarnerland so hoch wie noch nie. In den letzten Wochen haben die Speicherpumpen, die 700 Meter tiefer in der Zentrale des Kraftwerks «Linthal 2015»

rotieren, das Staubecken mit Wasser aus dem Limmernsee gefüllt.

Jetzt wird im Probebetrieb gemessen, ob die neue Staumauer hält, was die Berechnungen versprechen. Im September wird die Staumauer mit viel Prominenz eingeseget. Bis Ende 2016 nehmen zwei von vier Maschinengruppen den Betrieb auf. Ab Mitte 2017 folgt der Vollbetrieb. Danach können die Pumpen mit einer Spit-

zenleistung von 1000 Megawatt den Muttsee in 45 Stunden füllen. Und die Turbinen mit der gleichen Leistung werden das heraufgepumpte Wasser innert 35 Stunden wieder verstromen.

Obwohl die neue Staumauer das Volumen verdreifacht (auf 25 Mio. Kubikmeter), bleibt der Muttsee eine Kurzzeit-Batterie; im Unterschied zu Saison-Speicherwerken wie Grimsel oder Grande Dixence.

Speicher- und Pumpspeicher-Werke dienen dazu, Schwankungen im Stromverbrauch auszugleichen. Hochgepumpt wird das Wasser bevorzugt nachts und am Wochenende, wenn die Nachfrage klein und die Preise tief sind. An Werktagen lässt man das Wasser auf die Turbinen hinunter und produziert damit Spitzenstrom. Weil das Hochpumpen mehr Strom verschlingt, als das Kraftwerk mit dem hochgepumpten Wasser turbinieren kann, muss der Preis des Spitzenstroms mindestens 22 Prozent höher sein, um allein die Kosten des Pumpstroms zu decken.

«Linthal 2015» ist ein Bau der Superlative: das stärkste Pumpspeicher-Kraftwerk (PSW) der Schweiz. Die längste inländischen Staumauer. Das höchste Speicherbecken Europas. Wer die unterirdische Kraftwerkzentrale besichtigt, die im Ausmass dem Petersdom gleicht, und den Bau von Stollen und Staumauer, die Installation der Turbinen und Transformatoren verfolgt hat, ist beeindruckt von den Leistungen der Ingenieure und Arbeiter.

«Wir haben das Projekt durchgerechnet und fanden es zu riskant.»

Peter Wiederkehr, Axpo-Chef 1993–2002

Ebenso gigantisch ist der Preis: 2,1 Milliarden hat der Stromkonzern Axpo im Glarner Kalk verlockt. Das sind mehr als zwei Millionen Franken pro Megawatt Leistung. Zum Vergleich: Für ihr geplantes PSW «Grimsel 3» budgetierten die Kraftwerke Oberhasli (KWO) eine Million Investitions-Franken pro Megawatt-Leistung, also weniger als die Hälfte. Trotzdem haben die KWO ihr billigeres Projekt 2013 mangels Rentabilität sistiert. «Künftig lassen sich solche Kraftwerke nicht mehr allein aus der Marge zwischen Pump- und Spitzenstrom finanzieren», erklärt der damalige KWO-Direktor Gianni Biasiutti.

Überkapazitäten steigen

Wirtschaftliche Bedenken gegenüber dem Werk in Linthal gab es schon früh: «Wir haben das Projekt damals durchgerechnet und befanden es als zu riskant», sagt auf Anfrage Peter Wiederkehr, der die Axpo (früher NOK) von 1993 bis 2002 als Direktionspräsident leitete. Der Aargauer Energieingenieur Heini Glauser schrieb 2005 in der NZZ: «Die Preisdifferenz zwischen Band- und Spitzenenergie wird abnehmen. Es erstaunt daher, dass heute Pumpspeicher-Projekte wie Pilze aus dem Boden schießen, die wahrscheinlich erst dann betriebsbereit werden, wenn die heutigen Margen Vergangenheit sind.»

Trotz solchen Warnungen entschied das spätere Axpo-Management, angeführt vom heutigen Economiesuisse-Präsidenten Heinz Karrer, den Bau zu verwirklichen. Im Herbst 2009 gab der Verwaltungsrat ebenfalls grünes Licht, nachdem

die Planungs- und Vorbereitungsarbeiten bereits 200 Millionen Franken verschlungen hatten. Gemäss damaliger Doktrin sollte «Linthal 2015» primär dazu dienen, Bandstrom aus Atomkraftwerken zu Spitzenstrom zu veredeln. Denn 2009 plante die Axpo noch den Bau eines neuen Atomkraftwerks in Beznau.

Seither änderten die Verhältnisse. Die Finanz- und Wirtschaftskrise liess ab 2009 die Nachfrage nach Strom in Europa sinken. Die Überkapazitäten stiegen, und die Preise auf dem Strommarkt sanken. Das Angebot an Spitzen- und Regelernergie, welche die Schwankungen im Stromnetz glättet, ist schon vor der Inbetriebnahme des neuen PSW in Linthal grösser als der Bedarf, bestätigt der Übertragungs-Netzbetreiber Swissgrid. Mit andern Worten: Zur Stabilisierung des Stromnetzes sind neue PSW zurzeit überflüssig.

Darum schrumpfte auch die Marge zwischen Pump- und Spitzenstrom; diese Differenz verminderte sich im Schnitt von rund vier Rappen im Spitzenjahr 2008 auf weniger als einen Rappen pro Kilowattstunde (kWh) im laufenden Jahr. Diese Marge wird bis mindestens 2020 tief bleiben. Um die vollen Betriebs- und Kapitalkosten von «Linthal 2015» zu decken, so zeigen selbst optimistische Kalkulationen, müsste die Preisdifferenz zwischen Pump-

und Spitzenstrom auf fünf bis sechs Rappen pro kWh steigen. Das ist in absehbarer Zukunft unwahrscheinlich.

«Langfristig gehen wir von einem rentablen Betrieb aus.»

Axpo-Sprecher Antonio Sommariva

Trotzdem gibt sich die Axpo optimistisch. Nach ihrer neuen Doktrin dient «Linthal 2015» primär dazu, die schwankende Produktion von Wind- und Solarstrom zu glätten. «Regelernergie ist ein Trumpf des neuen, mit modernsten Pumpturbinen ausgerüsteten PSW», teilt Axpo-Sprecher Antonio Sommariva mit. «Die nächsten Jahre werden aufgrund der aktuellen Marktsituation sicher schwierig. Langfristig gehen wir aber aufgrund der Vorteile der PSW von einem rentablen Betrieb aus.»

Der frühe Warner Heini Glauser hingegen sagt heute: «Das ganze Projekt ist ein riesiger Investitionsflop und muss von Axpo so schnell wie möglich auf null abgeschrieben werden. Im ungünstigsten Fall kann die Anlage sogar ohne Kapitalkosten nur defizitär betrieben werden.»

tageswoche.ch/+zxd2d

x

ANZEIGE

ZITA-ЦАРА

KAMMERSTÜCK VON
KATHARINA FRITSCH UND ALEXEJ KOSCHKAROW

12. JUNI – 2. OKTOBER 2016

HÖRSPIEL

THE DARK AGES
MILO RAU

SAMSTAG, 27. AUGUST 2016
AUF DEUTSCH

16 UHR Hörspiel von Milo Rau
17.30 UHR Milo Rau im Gespräch mit Peter Kümmel
Redakteur, Feuilleton, DIE ZEIT

Die Veranstaltung ist kostenlos. Platzzahl beschränkt.
Ausstellung geöffnet von 11.00 bis 19.00 Uhr.
Weitere Informationen unter www.schaulager.org

SCHAULAGER®

LAURENZ-STIFTUNG

Ruchfeldstrasse 19, CH-4142 Münchenstein/Basel
T +41 61 335 32 32, www.schaulager.org

Trotz «Volkszorn» in Seelisberg und rechter Polemik – das Flüchtlingswesen in der Schweiz funktioniert.

Helvetisches «Asylchaos»

von Georg Kreis

Das «Asylchaos» ist gemäss der Bundesratspartei mit den grösseren und kleineren Blochern eine grosse Landessorge. Gemeint ist damit, dass die Schweiz derart viele Flüchtlinge aufnehmen muss, dass sie die Aufgabe nicht bewältigen kann. Ein kleiner Beitrag zur Beschränkung des Chaos wird zurzeit an der Südgrenze geleistet, wo die unter der Verantwortung eines SVP-Bundesrats stehenden Mannen auch mal minderjährigen Asylsuchenden gesetzeswidrig die Aufnahme verweigern.

Die Chaosbekämpfung der SVP hat von anderen Parteikräften jedoch Konkurrenz erhalten. Zuvorderst vom neuen Präsidenten der sich christlich nennenden Partei. Im Originalton meinte er warnen zu müssen: «Wir laufen auf katastrophale Zustände zu.» CVP-Präsident Gerhard Pfister ist aber nicht alleine. Der Schwyzer Volkswirtschaftsdirektor Kurt Zibung, ebenfalls CVP, meldete gegen ein temporäres Aus-

Die Flüchtlinge bleiben weg, die Idylle kehrt zurück: Seelisberg.

FOTO: KEYSTONE



reisezentrum auf einem Grundstück, das dem Bund gehört, äussersten Widerstand an. Überboten wird er allerdings vom Luzerner Sozialdirektor Guido Graf (CVP), der permanent gegen die Flüchtlingspolitik des Bundes polemisiert und sich dabei die Schlagzeile eingehandelt hat: «Vom Hinterbänkler zum Asylguru». Die Jungen Grünen des Kantons Luzern versuchten im vergangenen Jahr vergeblich, ihn mit einem über Crowdfunding finanzierten Eritrea-Ticket zu beglücken, damit er sich ein Bild vor Ort machen könne.

Das «Asylchaos» wird nicht vom Bund verursacht, sondern von einzelnen Gemeinden, die sich gegen die ihnen zugeordneten Asylsuchenden wehren. National bekannt wurde der Widerstand der Urner Gemeinde Seelisberg. Der «Volkszorn» des 700-Seelen-Dorfs richtet sich sowohl gegen die Unterbringung von 60 Asylsuchenden als auch gegen die Vorgehensweise der Urner Sozialdirektorin Barbara Bär (FDP). Die Seelisberger Dorffopposition macht drei Einwände geltend:

- Dass da nur junge Männer wohnen werden, wobei betont wird, dass Frauen und Kinder kein Problem wären: «Wir sind keine Rassisten.»
- Dass die von der BaZ zu einem Asylzentrum hochstilisierte Unterkunft im Dorfzentrum vorgesehen ist, wo es keinen Polizeiposten, aber eine Schule gibt.
- Und dass der Verteilschlüssel nicht stimme: Seelisberg mache nur zwei Prozent der Kantonsbevölkerung aus, müsste nach vorliegendem Plan aber 30 Prozent der Asylsuchenden des Kantons aufnehmen.

Der Informationsabend musste – was eine eidgenössische Unerhörtheit ist – abgebrochen werden, ohne dass die wüst beschimpfte Magistratin aus Altdorf (wo es übrigens ebenfalls eine Asylunterkunft gibt) informieren konnte. Mit «geschicktem» Vorgehen hätte Regierungsrätin Bär den Eklat womöglich vermeiden können.

Wer nicht direkt gegen Flüchtlingshilfe sein will, richtet seine Kritik gegen die Arroganz der oberen Behörden.

So aber bleibt den Urnern nur noch die Notbremse. Wie am 16. August bekannt wurde, verzichtete der Kanton vorläufig auf die Unterbringung von Asylsuchenden in Seelisberg. Zudem wird Barbara Bär das Geschäft entzogen. Stattdessen wird ein regierungsrätlicher Asylausschuss unter dem Vorsitz von Landammann Beat Jörg eingesetzt.

Man kann sich fragen, ob das abgelegene Seelisberg ein geeigneter Unterbringungsort für junge unterbeschäftigte Män-

ner ist. Und das politisch wenig sensible Vorgehen hat es den grundsätzlichen Aufnahmegegnern leicht gemacht, gegen das Projekt anzutreten. Wer nicht direkt gegen Flüchtlingshilfe sein will, richtet seine Kritik gegen die vermeintliche oder tatsächliche Arroganz der oberen Behörden.

Die BaZ macht aus der Urner Regierungsrätin eine willfährige «Handlangerin Sommarugas», sie zitiert anonyme Stimmen, welche Bär als inkompetent und im Amt gescheitert abtun, und erklärt genüsslich, dass die so Abqualifizierte zu den Vorwürfen nicht Stellung nehme.

Nonchalance liegt nicht drin

Ihrer politischen Linie entsprechend, stellte sich die BaZ auf die Seite der opponierenden Gemeinde. Diese würde wie Untertanen des 18. Jahrhunderts behandelt, wenn man erst aus einem während der Ferienzeit versandten Einladungsschreiben zum Informationsabend erfahre, was bereits beschlossene Sache sei. Während es den Seelisbergern zum Teil um die konkrete Unterkunftsfrage geht, nimmt das Blatt den Fall zum Anlass, um generell für weniger Aufnahmen von Flüchtlingen zu plädieren und die vom «Volk» im Juni angenommene Asylgesetzrevision infrage zu stellen.

Ein wichtiger Faktor ist der Umstand, dass ein stillgelegtes Hotel als Unterkunft vorgesehen war. Sein Besitzer, ein Zuger Unternehmer, Eigentümer zahlreicher Immobilien und vielleicht stramm «bürgerlich» stimmend, stellt diese Liegenschaft gegen gutes Geld zur Verfügung und erklärt, dass ihm die Art der Nutzung egal sei.

Diese Nonchalance dürfen sich Behörden aber nicht leisten. Dass ein leer stehendes Haus zu haben ist, kann nicht per se standortbestimmend sein. Beinahe obligatorische Ingredienz einer solchen Affäre ist, dass gegen die Regierungsrätin das Gerücht in Umlauf gesetzt wurde, ihr Mann habe mit finanziellen Interessen die Vermietung des «Löwen» eingefädelt.

SVP-Ständerat Hannes Germann, Präsident des Schweizerischen Gemeindeverbands, zeigt Verständnis für den Unwillen der Seelisberger. Die Gemeinden seien die «Basis unseres föderativen Systems», man dürfe sie nicht, wie geschehen, vor vollendete Tatsachen stellen. Es bleibt aber die Frage, wer nach der Phase des miteinander Redens das letzte Wort hat.

Politik der Abrissbirne

Seelisberg ist ein Fall von mehreren. Immer wieder gibt es Berichte über Proteste. Dass diese sich verflüchtigen und die Verhältnisse sich wie im aargauischen Asylzentrum von Bremgarten weit weniger dramatisch erweisen als angenommen, ist dann meistens keine Nachricht mehr wert.

Im Aargau wurde für die Kleinstgemeinden, die sich nicht an der Unterbringung von Flüchtlingen beteiligen können, eine Ersatzsteuer eingeführt: Zehn

Franken pro Person und Tag. In der Folge wurde diese Möglichkeit von rund einem Drittel der 213 Gemeinden genutzt, auch von Oberwil-Lieli, wo der fürchterliche Landammann und SVP-Zuständige für Flüchtlingsfragen Andreas Glarner das Regime führt. Inzwischen ist die Ersatzabgabe auf 110 Franken angehoben worden und haben sich bis auf eine Gemeinde alle mehr oder weniger bereit erklärt, Flüchtlinge aufzunehmen. In der Presse hiess es, sie hätten «klein beigegeben».

Die eine Gemeinde ist diejenige von Landammann Glarner. Da wurde sogar ein Haus abgerissen, um auf jeden Fall eine Unterbringung zu vermeiden. Statt der Aufnahme von zehn Personen reservierte Glarner lieber gegen 300 000 Franken im Gemeindebudget.

Allseits befriedigende Lösungen sind nicht möglich.

SVP-Asylchef Glarner erklärte vor laufender Kamera: «Das mag unsolidarisch wirken, aber wir müssen ein Zeichen gegen die völlig verfehlte Asylpolitik setzen.» Und, wer ein Umdenken einleiten wolle, der müsse zuweilen ungehorsam sein. Ein Statement für Chaos der eigenen Art. Vielleicht findet aber auch diese Gemeinde zur angesagten Ordnung zurück. Sie klärt eine Lösung mit Nachbargemeinden ab und schliesst nicht mehr aus, selber eine Unterkunft zur Verfügung zu stellen.

Ein entgegengesetztes Zeichen setzte ein Bio-Bauer aus seiner Gemeinde, indem er vorübergehend zwei afghanische Flüchtlinge beschäftigte und dazu erklärte: «Ich will zeigen, dass Asylbewerber ganz normale Menschen sind, die auch ihre Sorgen und Ängste haben.»

In der Schweiz herrscht zumindest im Verhältnis Bund-Kantone kein Chaos, sondern Ordnung. Die Fragen werden im Rahmen der Sozialdirektorinnen- und der Justizdirektorinnen-Konferenzen sorgfältig abgesprochen, zuweilen auch mit Bezug des Gemeindeverbands.

Gestützt auf die Bevölkerungszahlen (allerdings aus dem Jahr 1997) und in Anrechnung von anderen Leistungen in diesem Bereich (für die zusätzlichen Bundeszentren und Flughafenzentren) gibt es einen klaren Schlüssel, nach dem der Bund den Kantonen Flüchtlinge zuweist. Zürich steht da mit 17 Prozent an der Spitze, Uri mit 0,5 Prozent am Ende. Der Aargau hat 7,7 Prozent der Flüchtlinge zu übernehmen, Basel-Stadt 2,3 Prozent und Basel-Landschaft 3,7 Prozent.

Die Flüchtlingspolitik wird ein Dauerthema bleiben. Allseits befriedigende Lösungen sind nicht möglich. Trotz einzelner Widerborstigkeiten kann man feststellen, dass die Schweiz im Vergleich zur EU auf die Herausforderungen bisher in vorbildlicher Weise reagiert hat.

tageswoche.ch/+g4hoi

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis



Ana Brnabić ist die erste offen lesbische Ministerin auf dem Balkan. Kritik kommt von unerwarteter Seite.

FOTO: KEYSTONE

Serbien

Serbiens neue Verwaltungsministerin ist hoch qualifiziert, aber alle interessiert nur, dass sie Frauen liebt.

Ministerin will sie sein, nicht Lesbe

von Krsto Lazarević

Vergangene Woche hat Serbiens Premierminister, Aleksandar Vučić, sein neues Kabinett vorgestellt. Volle Aufmerksamkeit gebührte dabei der neuen Verwaltungsmministerin Ana Brnabić. Sie ist die erste offen lesbische Ministerin auf dem Balkan.

Die 40-jährige Wirtschaftswissenschaftlerin unterhält beste Kontakte in die USA. Sie arbeitete jahrelang für Usaid, eine Behörde der Vereinigten Staaten für Entwicklungszusammenarbeit, und war zuletzt Direktorin des US-Unternehmens Continental Wind Serbia (CWS).

Noch 2015 kam es zu einem Streit mit der serbischen Regierung, als Premier Vučić CWS vorwarf, die Energiepolitik des Landes mithilfe von US-Kongressabgeordneten beeinflussen zu wollen. Auch Schmiegeldzahlungen in Millionenhöhe waren ein Thema. Brnabićs Ernennung zur Ministerin ist ein klares Zeichen dafür, dass dieser Konflikt beigelegt ist.

Der war nach ihrer Ernennung jedoch sowieso kein grosses Thema in den serbischen Medien. Es ging vor allem um ihre sexuelle Orientierung. Die parteilose Brnabić sagte, sie hoffe, bald als Verwaltungsmministerin und nicht mehr als Lesbe im Kabinett bekannt zu sein. Premier Vučić sagte schlicht, es interessiere ihn nicht, dass die Ministerin «gay» sei.

Ein historisches Ereignis

Aus der Perspektive des Beobachters könnte man sich fragen: Warum ist das überhaupt eine Nachricht? Ist es nicht völlig egal welche sexuelle Orientierung eine Ministerin hat?

Nein, ist es nicht. Nicht in einem Land, in dem knapp die Hälfte der Bevölkerung Homosexualität für eine Krankheit hält. Nicht in einem Land, in dem 6000 Gegen-demonstranten noch vor wenigen Jahren die Belgrader Innenstadt auseinander-nahmen, um eine Parade zum Christopher Street Day (CSD) zu verhindern. Nicht in einem Land, in dem der Patriarch der einflussreichen serbisch-orthodoxen Kirche Schwulen und Lesben die Schuld an Naturkatastrophen gibt.

In den vergangenen drei Jahren fand in Belgrad jährlich ein CSD statt, bei dem wenige Hundert Teilnehmer von Tausenden Polizisten geschützt werden mussten. Nach der Parade liefen jeweils Priester die Route ab, um diese von der Sünde zu reinigen. Oder mit anderen Worten: Grimmige bärtige Männer in Kleidern segneten die Strasse, weil zuvor fröhliche bärtige Männer in Kleidern dort demonstriert hatten.

Kritik an Brnabić kam vor allem aus der serbischen LGBT-Szene, also von den Homosexuellen und Transgender selbst. Eine Aktivistin, die anonym bleiben möchte, sagt: «Diese Frau hat niemals etwas für die LGBT-Community getan und sich jetzt auch noch an eine Regierung verkauft, die uns hasst.» Die Aktivistin glaubt, die Ernennung Brnabićs sei ein PR-Coup der

Regierung Vučić, weil diese sich in der Vergangenheit nicht für die Rechte von Minderheiten stark gemacht habe.

Serbien steht nach vorgezogenen Neuwahlen mit einer Regierung da, die sich kaum von der vorangegangenen unterscheidet. Das wirft die Frage auf, warum Premierminister Vučić überhaupt Neuwahlen abhalten liess.

Nur ein PR-Coup?

Kritiker glauben, die Wahlen hätten nur stattgefunden, weil sich der Premierminister vier weitere Regierungsjahre habe sichern wollen, solange seine Umfragewerte noch gut seien. Geplante Privatisierungen und Sozialkürzungen könnten nämlich die Beliebtheit der regierenden Fortschrittspartei (SNS) ziemlich schnell schwinden lassen. Ana Brnabić als frisches Gesicht lenkt davon ab, dass sich ansonsten wenig verändert hat.

Knapp die Hälfte der serbischen Bevölkerung hält Homosexualität für eine Krankheit.

Ausserdem ist es für Vučićs Regierung ein starkes Argument bei den EU-Beitrittsverhandlungen, wenn diese darauf verweisen kann, dass Schwule und Lesben Minister werden können. Serbien stand bislang in der Kritik seitens der EU-Kommission, da es die Rechte von Minderheiten nicht ausreichend schützt. In den EU-Fortschrittsberichten zu Serbien ist die

Situation der LGBT-Community ein eigener Unterpunkt. Es wird dort positiv hervorgehoben, wenn ein paar Hundert Schwule, Lesben und Transpersonen durch Belgrad laufen können, ohne dabei verprügelt zu werden.

Die Ernennung Brnabićs stösst in der LGBT-Szene allerdings nicht allen sauer auf. So schreibt etwa die NGO Gay Straight Alliance in einer Stellungnahme, es sei ein historisches Ereignis, dass eine lesbische Frau Ministerin werden konnte: «Unsere Community ist weiterhin marginalisiert und wird es in den kommenden Jahren auch bleiben. Doch die Ernennung einer lesbischen Ministerin hat mehr gebracht als alle Paraden zusammen. Ana hat ihre Community dem gewöhnlichen Mann nahegebracht.»

Auch Boris Milićević, der erste offen schwule Politiker des Landes von der Sozialistischen Partei Serbiens (SPS), begrüsst die Ernennung der Ministerin: «Alles, was wir tun können, ist, Ana Brnabić zu gratulieren und unseren Respekt zu bekunden. Sie ist eine starke Frau. Ich hoffe, die Entscheidung wird LGBT-Personen dazu ermutigen, sich in der serbischen Politik zu engagieren, und andere Regierungsmglieder, sich zu outen.»

In Restjugoslawien ist Homosexualität seit 1994 entkriminalisiert und der Minderheitenschutz seit 2012 vorbildlich. Auf dem Papier. Doch outen will sich kaum jemand, aus Angst vor Repressionen. Gewaltdelikte gegen LGBT-Personen sind der Polizei oft egal. Und dass die Verfassung die Ehe nur für Mann und Frau vorsieht, ist da noch eines der kleinen Probleme.

tageswoche.ch/+67sok

×

ANZEIGE

Öffentlicher Informationsabend in BASEL

Vortragsreihe organisiert in Zusammenarbeit mit Schweizer Augenärzten

Die Altersbedingte Makuladegeneration AMD

Mittwoch, 31. August 2016

Ort: Hotel Ramada Plaza, Hörsaal Geneva 1-3, Messeplatz 12, 4058 Basel

Hilfsmittelausstellung ab 16:00 Uhr
Vorträge 17:30-19:00 Uhr

Moderation

Stephan Hüsler, Geschäftsleiter Retina Suisse, Zürich

AMD Ursachen und Behandlungsoptionen

Dr. med. Pascal Hasler, leitender Arzt Augenklinik, Universitätsspital Basel

Die Altersbedingte Makuladegeneration (AMD) ist eine Erkrankung der Netzhautmitte im Augenhintergrund. Sie führt zur Beeinträchtigung oder zum Verlust des schärfsten Sehens. In der westlichen Welt ist AMD die häufigste Ursache schwerer Sehbehinderung bei Menschen über 50.

Tipps und Tricks durch den Alltag

Michael Dietz, Rehabilitationslehrer bei der Sehbehindertenhilfe Basel

Wichtige Hinweise, wie die Selbständigkeit auch mit einfachen Mitteln erhalten bleibt.

Eintritt frei

Ursachen

Behandlungsmethoden

Optische Hilfsmittel

Hilfen im Alltag

Veranstalter:

Retina Suisse
Ausstellungsstr. 36
8005 Zürich
Tel. 044 444 10 77
www.retina.ch
info@retina.ch

Sehbehindertenhilfe
Basel SBH

Zürcherstrasse 149
4052 Basel
Tel. 061 564 04 04
www.sbh-basel.ch
info@sbh-basel.ch

Am Samstag startet Italien in die Fussballsaison. Dann wird auch Nonno Ciccio wieder seine Fahne schwingen. Seit über 50 Jahren hat er kein Spiel seines Drittliga-Clubs verpasst.

Italiens Uralt-Ultra will den Frieden

von Julius Müller-Meiningen

High Noon in Apulien. Die süditalienische Mittagshitze hat alles im Würgegriff. Ein trostloser, weiter Blick auf Windräder und goldene Weizenfelder. Im Schatten der Tankstelle döst ein Schäferhund. Dann rollt langsam ein silberner Renault Laguna an.

Ein alter, weisshaariger Mann mit Pferdeschwanz schält sich mühsam aus dem Fahrersitz. Er trägt schwarze Hosen, ein abgetragenes Polo-Hemd, seine schwarzen Turnschuhe haben drei rote Streifen. Nonno Ciccio, 91 Jahre alt, ist der wohl älteste Fussball-Ultra Italiens. Er humpelt, sein Oberschenkel ist entzündet.

Man war eigentlich gekommen, um über bedingungslose Anhängerschaft und über die Frage zu sprechen, warum ein Greis sein ganzes Leben einem kindlichen Traum widmet.

Aber Nonno Ciccio erzählt erst einmal vom Krieg. Von Hannibal, den Römern, der Schlacht von Cannae, die sich in dieser Ebene vor mehr als zwei Jahrtausenden abgespielt und das Römische Reich an den Rand des Zusammenbruchs gebracht hat. «Zehntausende Tote», sagt er und schüttelt den Kopf. An Nonno Ciccios Hals baumelt ein Anhänger mit einer blauschimmernden Kakerlake. «Ein Andenken an die Wüste, El Alamein.»

Unfassbare Entwicklungen

Der Fussball, hier *calcio* genannt, ist noch immer die grosse Liebe der Italiener. In jeder Bar sieht man ältere und jüngere Männer die Sportzeitungen durchblättern, auf der Suche nach Transfergerüchten.

Nicht selten offenbart das Spektakel auch Abgründe. Die 90 Millionen Euro für

den argentinischen Stürmer Gonzalo Higuaín etwa, der von Neapel zu Juventus Turin wechselt. Oder die 110 Millionen, die Manchester United für den Franzosen Paul Pogba an Juventus bezahlt.

Unfassbarer sind wohl noch die stets wiederkehrenden Gewaltextzesse der italienischen Ultras vor und in den Stadien der Serie A. Um Übeltäter dingfest machen zu können, werden nun im Olympiastadion von Rom von allen Zuschauern beim Eintritt biometrische Daten genommen. In Italien ist das womöglich eine notwendige Massnahme, aber mit dem Spiel hat das alles schon lange nichts mehr zu tun.

Der Friedensengel

In Apulien ist es noch nicht ganz so weit gekommen. Nonno Ciccios Herz schlägt für den Drittligisten Foggia Calcio. Ins Stadion kommt man auch ohne Ticket, man muss nur den Stewart am Eingang kennen. Aber Gewalt gibt es hier auch: Vor Monaten überfielen Ultras des Vereins den Mannschaftsbus und schüchterten die Spieler ein. Immer wieder macht der harte Kern der Foggia-Tifosi mit Schlägereien von sich reden.

«Wenn ich an meine Jungs denke, die jungen Ultras von heute, die Krieg wollen, dann ist mir zum Heulen zumute», sagt Nonno Ciccio. Er versucht zu schlichten, wo Randalie in der Luft liegt.

Vor jedem Spiel schüttelt er den Polizisten vor dem Stadion die Hand. Der Uralt-Ultra will Frieden, weil er weiss, was Krieg bedeutet. Als 17-Jähriger musste Nonno Ciccio für Hitler und Mussolini in Ägypten kämpfen, dabei hat er seine Jugend verloren. «Mörder», schimpft er.

Auf seiner Brust kann man die Choreografie seines Lebens auf einer Handvoll Ansteckern ablesen. Einer davon zeigt ihn

als Soldaten, 1942. Daneben die Kakerlake aus El Alamein sowie ein Medaillon mit einem Foto einer Auswärtsfahrt nach Benevento und die Wappen der Ultras von Foggia. Der Alte zieht seine rot-schwarze Kappe auf, auch sie ist übersät mit Glücksbringern und Erinnerungen.

Dieser Mann ist nicht nur der wohl älteste Fussballfanatiker Italiens, ein Beispiel für irrationale Treue und einen nicht vergehenden, jugendlichen Wahnsinn. Nonno Ciccio ist ein Veteran. In seiner schrulligen Montur gleicht er den alten Männern, die auf Militärparaden hoch dekoriert für ihren Einsatz im Kampf fürs Vaterland geehrt und als überlebende Wracks beklatscht werden.

Auch Nonno Ciccio wird beklatscht, im Stadion von den anderen Fans. Ein Wrack will er nicht sein. Er will das Leben. Er sucht es auch mit 91 Jahren noch. Und er findet es beim Fussball, vorzugsweise in endlos langen Auswärtsfahrten.

Zur ersten Fussballfahrt seines Lebens brach Francesco Malgieri im Jahr 1937 auf. So heisst Nonno Ciccio mit bürgerlichem Namen. Denn wer in Apulien Francesco getauft wird, den rufen alle nur Ciccio. Nonno, Opa, kam im Alter dazu. Mit einem geklauten Fahrrad und einem Freund radelte der Zwölfjährige 54 Kilometer von seinem Heimatdorf nach Foggia, um erstmals ein Fussballspiel zu sehen.

Seit 1964 stets im Stadion zu Hause

Bis heute haben die Fahrten Malgieris ihren heroisch-unvernünftigen Charakter beibehalten. Am Abend vor dem Spiel ruft er auf seinem kleinen Selbstversorger-Bauernhof bei Foggia mit einem perfekt imitierten Blöken seine 21 Schafe und 16 Ziegen in den Stall. Dann bereitet er Pasta asciutta für den Spieltag vor. «Exakt

133 Gramm Maccheroni, 100 für mich, 33 für den Herrgott, aufs Gramm genau.» Nonno Ciccio bekreuzigt sich, gibt üppig Tomatensauce bei und verpackt seine Nudeln in einer Frischhaltedose.

Zum Trinken stellt er eine Flasche Leitungswasser bereit. Seit er vor mehr als 70 Jahren in der Wüste fast verdurstete, trinkt er nur noch Wasser. Keinen Alkohol, keinen Kaffee, keinen Zucker, er raucht nicht und war angeblich noch nie in seinem Leben in einer Bar.

Er mag es, alleine zu sein. Landluft atmen, wenig mit anderen zu tun zu haben, sein Sohn hilft ihm auf dem Bauernhof. «Wenn ich alleine bin, muss ich mich nicht ärgern», sagt er. Deswegen ist er auch am liebsten ohne die anderen Fans unterwegs, die gelegentlich, einfach mal zwischen durch, Autobahnraststätten plündern.

Im Morgengrauen setzt sich Nonno Ciccio in sein Auto, selbstverständlich unangeschnallt, und fährt los. Sicherheit bieten andere Objekte: Ein hölzernes Kruzifix baumelt am Rückspiegel. Den heiligen Antonio, Schutzpatron der Reisenden und der Unterdrückten, hat Malgieri am Armaturenbrett befestigt. Fortan begleiten ihn nur noch die Hartnäckigkeit des bedin-

gungslosen Tifoso und die blecherne Stimme eines Navigationsgeräts. Seit er 1964 das Team zum ersten Mal zu einem Auswärtsspiel begleitete, habe er keine Partie mehr verpasst, sagt Malgieri.

Wer will, kann in seiner Unermüdlichkeit auch ein Davonlaufen erkennen. Was er als 17-Jähriger in Nordafrika erlebt hat, lässt ihn nicht los. Vom Whiskey betäubte britische Soldaten, die 1942 in El Alamein blindwütig um sich schossen. Junge Deutsche und Italiener, die wie Maschinen töteten, um nicht selbst zerfetzt zu werden.

Genug Gewalt für ein ganzes Leben

Mit Glück überlebte Nonno Ciccio und kam in britische Kriegsgefangenschaft. 1945 kehrte er nach Hause zurück. Seine Stimme zittert, wenn er vom Krieg erzählt. Vom höllischen Artilleriefeuer, von unzähligen britischen Panzern, die seine Kompanie umzingelten, vom vielen Blut. «Ich will mich nicht an meine Jugend erinnern», fleht er. Und lebt ein Leben, als sei er ewig jung.

Wenn Nonno Ciccio zu den Heimspielen ins Pino-Zaccheria-Stadion geht, wird er umringt von den anderen Fans, alle etwa 70 Jahre jünger als er. Viele wollen ein

Selfie mit dem alten Mann. «Sie sind ein Vorbild, ein Symbol», ruft ihm einer zu. Andere, oft Betrunkene, kleben lästig wie Fliegen an ihm. Er braucht Altersweisheit und Geduld, um sie mit ein paar Schulterklopfen wieder loszuwerden.

Malgieri ist eine Art Maskottchen in Foggia, das viele lieben, aber nicht alle ernst nehmen. Es kommt schon mal vor, dass die Tifosi in der Kurve Gesänge auf ihn anstimmen, von denen man nicht recht weiss, ob sie Respektlosigkeit oder Verehrung bedeuten, vermutlich beides.

Im Gepäck hat der Alte stets ein Sitzpolster, seine rot-schwarze Fahne und ein Transparent dabei. «Frieden zwischen Ultras», steht darauf. Es ist der Kontrapunkt zur oft gewalttätigen italienischen Fan-Kultur.

Die harten Jungs im Stadion von Foggia wollen dieses Transparent bei Heimspielen nicht in der Kurve, es steht in ihren Augen für eine lächerliche Botschaft. Nonno Ciccio hängt es dennoch vor jedem Spiel auf, an einem Geländer bei seinem Stamplatz abseits der Fankurve. Es ist sein kleiner, persönlicher Sieg über den Krieg.

tageswoche.ch/+n7bll

×

Manche verehren ihn, andere lachen über seine Friedensmission: der 91-jährige Nonno Ciccio.

FOTO: MAX INTRISANO



Viele Leute messen beim Laufen Puls, Tempo und Kalorienverbrauch. Ist das noch Spass oder schon Zwang? Ein Selbstversuch.

Die Vermessung des Nichts

von Tobi Müller

Der Spagat zwischen Nachtleben und Hochkultur war mir früher Sport genug. Nachts lockte elektronische Musik, tagsüber der Druck auf der Zeitungsredaktion und abends ins Theater. Dann kamen die grauen Haare und die Einsicht: Sportverweigerung ist kein Akt des Widerstands. Die Welt wird nicht besser, wenn ich zu wenig schlafe, zu viel rauche und Körpertraining ausserhalb der Tanzfläche als Vorbote des Faschismus betrachte.

Die kritische Sicht auf den Sport war in der Hochkultur lange Zeit weitverbreitet. So zog etwa Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek stets direkte Linien vom Nationalsozialismus zum Breitensport. Ihre Schriftstellerkollegen, die sich nicht gegen den Wahn des türkischen Präsidenten Erdogan zu Wort meldeten, liessen Jelinek erst kürzlich vermuten: «Vielleicht stecken sie derzeit ja im Gefängnis ihrer Badehosen oder Bikinis an irgendeinem Strand fest.» Merke: Wer badet, duldet Diktaturen.

Trainieren ist okay

Die Körperfeindlichkeit ist historisch bedingt. Die Bilder von Leni Riefenstahls arischem Körperkult von der Olympiade 1936 in Berlin sind in Jelineks Generation und Bildungsklasse präsenter als anderswo. Sie zeichneten den perfekten Arier als durchtrainierten Sportler, der keinen Schmerz kennt und lieber zusammenbricht als aufzugeben.

Auch weite Teile der Musikkulturen, mit denen ich aufwuchs, gingen im Prinzip mit Jelinek einig. In Post-Punk, Jazz und sogar in der Tanzkultur Techno dachten viele, vor allem die Männer: Trinken ist auch trainieren. Ein Grund mehr, mich von der Pauschalverteufelung bewegter Körper zu lösen.

Warum so verkrampt?

Seit vielen Jahren finde ich regelmässiges Joggen super, ohne Sport sähe mein Leben ziemlich anders aus (das ist eine andere Geschichte). Dennoch staune ich, wie sich der Auftritt der Fitness im öffentlichen Raum gewandelt hat.

**Die sportfanatischen
Hipsterbärte haben
bestimmt noch keine
Armee von innen
gesehen. Wollen sie sich
darum morgens um 7
anschreien lassen?**

«Körper machen Leute», zitiert bei mir um die Ecke eine Trainingsbude Gottfried Keller, bei dem es 1874 noch «Kleider machen Leute» hiess. Auf dem Plakat des Studios beisst ein weisser Mann mit nassem Waschbrettbauch in einen Apfel und schaut entschlossen in die Kamera. Zum

Glück sieht das Elfriede Jelinek nicht. Der Waschbrett-Mann erinnert an die Körper in Riefenstahls Film, die Botschaft: Muskeln sind Pflicht, wenn du etwas gelten willst.

Wenn ich morgens meine Runden im Volkspark Friedrichshain in Berlin laufe, wo ich schon länger wohne, staune ich noch einmal. Seit ein paar Jahren tauchen Gruppen auf, die sich anschreien wie in amerikanischen Militärfilmen. Meistens tatsächlich in Englisch, Berlin ist international geworden.

Es sind Trainingsgruppen, die eine Fahne aufstellen, als würden sie auf dem Mond landen oder den Everest besteigen. Aber es ist nur der Bunkerberg im Friedrichshain, gebaut aus Kriegstrümmern. Verwirrend: Die vielen sportfanatischen Hipsterbärte haben bestimmt noch keine Armee von innen gesehen. Fehlt ihnen etwas, wollen sie sich deshalb morgens um 7 anschreien lassen? Allerdings: Bei den Müttern 100 Meter weiter hinten ist es nicht viel anders.

Rennen im Freistil

Das Militärische dieser Fitnessoffensiven und auch die Geschlechtertrennung kann man reaktionär nennen. Denke ich, während ich renne. Oder danach. Denn während der Läufe denke ich wenig.

Laufen ist für mich vor allem: nichts. Den Genuss sehe ich gerade in der Distanz zum Büro. Kein Anruf also, keine Mail, kein Text, kein Sinn, keine Performance (das ist Englisch für Leistung). Und auch keine Musik. Kein Kopfhörer streichelt



Die digitalen Möglichkeiten lassen den Puls vieler Freizeitsportler höher schlagen. Warum eigentlich?

FOTO: GETTY IMAGES

die Ohrmuschel, keine Stimme flüstert mir den Weg.

Das waren jetzt viele Verneinungen. Da läuft man Gefahr, den andern vorzuschreiben, wie sie sich zu verhalten haben – Spiesserralle, im Journalismus verbreitet. Sollen doch alle laufen, wie sie wollen.

Allein, es laufen immer mehr immer ähnlicher, die Standardisierung ist längst angelaufen. Dafür sorgen die vielen Running Apps, die aufzeichnen, wohin man läuft, wie schnell man rennt, wie viele Kalorien man verbrennt.

Heil iPhone!

Wer nicht aufpasst, findet seine Route auf Facebook wieder, Freunde können einen beobachten und anfeuern. Und wer ein iPhone nutzt, verbindet sich kurz mit der Health App, die sich im Unterschied zur Running App nicht löschen lässt.

Liegt es daran, dass die Gesichter zusehends verbissener wirken im Park? Oder reden die gerade mit dem Mitarbeiter der Krankenkasse, der zuschaut und entscheidet, ob er die Prämie senken kann?

Aus Neugier und auch für diesen Text bin ich zwei Mal mit der populären App Runtastic gelaufen. Runtastic war ein österreichisches Start-up, das bald vom mächtigen deutschen Verlag Axel Springer gekauft wurde. Letztes Jahr ging Runtastic von Springer für 220 Millionen Euro an Adidas. Wir reden also nicht über ein

Nischenphänomen, und Runtastic sind auch nicht die einzigen mit solchen Angeboten. Meine beiden Läufe mit der App haben alles verändert. Die Zwischenzeiten im Ohr haben mich daran erinnert, dass es um Leistung geht.

Soll ich wirklich auf die Bunkerberge rennen, verzerren Höhenmeter nicht die Statistik?

Plötzlich überlegte ich mir, ob das Püschchen zum Dehnen nötig sei oder auch erst zu Hause erfolgen könne. Ich wollte meine Gesamtgeschwindigkeit schliesslich nicht mit einer Pause verschlechtern. Und soll ich wirklich auf die zwei Bunkerberge rennen, verzerren Höhenmeter nicht die Statistik?

Daten, Daten, Daten

Sicher kann man mit dieser App souveräner umgehen, und vieles ging beim zweiten Mal besser. Da habe ich, als Experiment, meinen Lauf sogar auf Facebook veröffentlicht. Leider hat meine Crowd den Braten gerochen und wenig kommentiert, vielleicht aus Höflichkeit, weil ich mich zehn Tage davor abfällig über die «Vermessung der Freizeit» äusserte.

Die Quantified-Self-Bewegung, zu der solche Apps gehören, ist ein Riesenmarkt. Vermutlich stehen wir da erst am Anfang. Es geht darum, sich selbst zu vermessen und zu optimieren und für diesen Zweck möglichst viele Daten zu sammeln.

Keine Krankheit daraus machen

Für medizinische Zwecke, etwa bei chronischen Leiden und Krankheiten, ergibt das sicher Sinn. Nüchtern lässt sich kaum dagegen argumentieren. Aber die Breitenwirkung solcher freiwilliger Vermessung, die an Zwang grenzt, legt «Solutionism» nahe, wie das der Star der Digitalisierungskritik, Evgeny Morozov, nennt.

Es ist der Glaube an technische Lösungen für alles. Und die Verneinung von allem, was nicht in Daten auszudrücken ist: Unsinn, Glück, Leere, Philosophie, Kunst. Der Witz des «Solutionism» ist aber, dass er Probleme löst, wo bisher keine waren. Joggen ist ja nicht meine Krankheit, warum sollte ich dieses zweckfreie Zeitfenster so behandeln, als wäre es die Pest?

Zum Schluss wollen Sie bestimmt wissen, wie gut ich gelaufen bin. Nun denn: Ziemlich exakt so, wie ich es in den letzten gut zwölf Jahren immer etwa geschätzt habe. Und jetzt: Delete.

tageswoche.ch/+v91az

×

Es mag mal länger, mal weniger lang dauern, aber zu guter Letzt kehrt der Sommer eben doch jedes Jahr wieder zurück. Und mit ihm die immergleichen Rheinbesucher.

Das sind die Leute, mit denen Sie sich den Rhein teilen

Er machts richtig: Wenn schon blütteln, dann bitte ohne Sandalen.

FOTO: GETTY IMAGES



von Andrea Fopp

Schon klar: Jeder Mensch ist einzigartig und keiner gleicht dem anderen. Und doch gibt es Typen, die man jedes Jahr am Rhein trifft. Und nein: Das ist keine reine Behauptung vom Schreibtisch aus. Dieser Artikel beruht auf einer seriösen ethnologischen Analyse ganz im Sinne der teilnehmenden Beobachtung. Folgende Typen wurden dabei gesichtet:

Der Fussballprofi

Mit einem Bier in der Hand zeigt der junge Mann am Birschöpfli, was richtig guter Fussball ist. Damit er glaubwürdig wirkt, hat er sich extra das FCB-Nachwuchs-T-Shirt von einem Freund ausgeliehen. Und damit es sitzt, muss er fest die Luft anhalten und die Muskeln anspannen. Dass sein gezielter Schuss eine Frau im Gras am Kopf trifft, ist bestimmt Absicht – und Zeichen seiner Treffsicherheit. Er hat auch keinen Grund, sich zu entschuldigen, man ist schliesslich Profi. Mit einer herrischen Geste bedeutet er der Getroffenen, ihm den Ball zurückzuspielen, aber sofort.

Die sexy Hexy

Langsam und telefonierend schlendert sie über die grosse Wiese am Birschöpfli. Sie trägt eine Bikinihose, die den Namen nicht verdient. Das Stöffchen verdeckt weniger, als es betont. Rein zufällig geht sie ganz nah am Spielfeld unseres Fussballprofis vorbei. Dieser unterbricht sein Spiel gern für ausgesuchte Sprüche auf hohem Niveau.

Sichtlich unwohl fühlen sich dagegen zwei Mädels ein paar Badetücher weiter. Zur Musik aus Bööxchen beginnen sie, im Bikini zu tanzen. Sie tun das so, wie sie wohl denken, dass sie es müssen: Als wären sie einem eindeutig zweideutigen Video entsprungen, in dem ein Mann Regie führt.

Dabei sehnen sich die beiden Mädchen nach Kleidern. Das Zuschauen tut weh. Wann kommt die Zeit, in der Mädchen nicht mehr sexy Hexy spielen müssen, um sichtbar zu werden?

Der ewige Hippie

Er hat eine Gitarre dabei oder ein Djembe oder noch schlimmer: ein Didge-ridoo. Darauf verbricht er am Rheinbord irgendwelche Musik, die früher, als es noch Musikkäden gab, wohl im Fach «World Music» geführt worden wäre.

Dazwischen erzählt er, dass er einst nach Australien auswandern will oder nach Indien oder nach Afrika. Weil die Menschen da viel lockerer und weltoffener sind. Seine Tochter will er zwar in der Schweiz lassen, dafür wird er ihr hin und wieder eine Postkarte schicken oder einen schönen Stein oder eine Vogelfeder, die er gefunden hat.

Das ist der männliche Hippie. Sein weibliches Pendant sitzt mit ihren Rastas oder Zöpfchen und farbigen Tüchern anständig daneben, hört ihm zu, und lacht an den passenden Stellen.

Der Hardcore-Läufer

Ob kalte Temperaturen unter null oder 35 Grad im Schatten – ein wahrer Läufer lässt den Rhein nie allein. Zwei Sorten gibt es: Die erste ist das sehnige Exemplar, mit braungebrannten Wädli in atmungsaktiven Hösli und einem Marathon-Finisher-Shirt. Den inneren Sauhund hat er längst ausgetrieben, zusammen mit der Midlife-Crisis und der Ehefrau. Das Wetter scheint ihm ebenso wenig anhaben zu können wie der Tod.

Zu zweiter Sorte gehört der Anfänger in ausgeleierter Trainerhose, die öfter das Sofa sieht als eine Laufstrecke. Der Arme hat zu viele Artikel mit realistischen Titeln wie «Her mit der Sommerfigur» gelesen und hechelt nun mit rotem Kopf durch die Hitze. Für ihn hat die TagesWoche einen liebevollen, aber nicht minder effektiven Tipp parat, und das erst noch gratis: Lass das. Nimm lieber das Velo ins Büro und dort die Treppe statt den Lift. Das reicht.

Die Sandalette

Dieser Rheinbesucher ist meist schon im Pensionistenalter und hat einsehen müssen, dass sein Körper nicht gegen alles gefeit ist. Zum Beispiel Scherben im Rhein oder spitze Steine, die beim Ein- und Ausstieg die Füsse verletzen. Deshalb sorgt er vor, mit Sandalen.

Wir haben zwei Modelle gesichtet. Einerseits die Teva-Sandale, der beliebte Freizeitschuh von Hobbywanderern und Bergsteigern. Mit ihrem gutem Fussbett und Profil gibt sie ein sportliches Gefühl.

Und dann die gute, alte billige Plastiksandale für den urbanen Typen. Sie ist so uncool, dass sie schon wieder Stil hat (Hipster, diese Sandale ist wie geschaffen für dich!). Man kennt dieses Schuhwerk vielleicht noch aus Italienferien, wo man als Mädchen auf glitschigen Sohlen den Trampelpfad vom Ferienhaus zum Meer hinuntergerutscht ist. Hach.

Der Kiffer

Er ist so etwas wie der natürliche Feind des Läufers. Total entspannt steht er in der Sonne und wippt im Takt eines Reggae-Songs aus kleinen Musikboxen.

Nein, das ist nicht erfunden, er hört wirklich Reggae! Und redet übers Joggen, auch das ist wahr. Er hat nämlich kürzlich einen Typen kennengelernt, den er zuerst unsympathisch fand, weil der ständig Sport macht. Aber man sollte Menschen bekanntlich nie nach dem ersten Eindruck beurteilen. Unser Kifferfreund fand nämlich heraus: «Der ist eigentlich ziemlich easy, weil, er geht auch saufen.» Ausgleich muss sein.

Der Blüttler

Er ist meist männlich, etwas älter und liegt auf den Bänken zwischen Wettsteinbrücke und Solitudepark: der Blüttler. Wer manchmal beim Tinguely-Museum in den Rhein steigt und sich treiben lässt, sieht ihn vom Wasser aus. Wer weiblich ist und an ihm vorbeispaziert, muss ihn leider auch hören...

Der wahrhaftige Skandal ist aber: Manchmal trägt auch der Blüttler Teva-Sandalen. Und das ist einfach nicht richtig, entweder man setzt seinen Körper ganz der Natur aus oder nicht. Das gilt auch für Nacktwanderer, «imfall».

Die Brückenjungs

Es gibt sie nur im Plural. Sie suchen den Schatten der Brückenpfeiler oder den Sichtschutz vor den Erwachsenen, weil: Man kann es sich vorstellen. Dort hören sie Hip-Hop aus Boxen und reden.

Ihr Baseballcap ist meistens auf, und auch im Sommer tragen sie fette Turnschuhe mit aufgeblasener Sohle. Das hat mit Stilbewusstsein zu tun. Sie sagen: «Flip-Flops gehen nur am Strand» und lachen. Sie lachen viel und sind freundlich und posieren gern fürs Foto.

Die Brückenjungs gibt es auch ohne Baseballcap, Turnschuhe und Hip-Hop, dafür mit langen Haaren, schwarzen T-Shirts mit Totenköpfen drauf und Metal-Musik.

Das Teenie-Pärchen

Es sitzt auf einer Bank oder unten am Wasser und küsst sich. Und küsst sich. Und küsst sich. Es ist jung und verliebt und schön. Jö.

P.S. Der Politiker

Nein, diese Art Rheinbesucher gehört nicht zum typischen Bild eines Tages am Rhein. Diese Art von Rheinbesucher steigt nur alle vier Jahre in die Badehose. Dann dafür en masse. Und gerne auch in den sozialen Medien, um sich auf Twitter gegenseitig nass zu machen.

So etwa Anfang Monat, als die bürgerlichen Regierungsratskandidaten ihren gross angekündigten Sprung in den kalten Rhein dann doch nicht wagten. Da liess es sich die grüne Kandidatin, Elisabeth Ackermann, nicht nehmen, ins Badkleid zu steigen, den Schwimmsack über die Schultern zu werfen und allerwärmstens in die Kamera zu lächeln, nur um ihnen zu zuzuwitschern: «Wieso absagen? Auch heute Abend war der Schwumm im Rhein wunderbar!»

Um Fairness walten zu lassen: Als es den Mann wieder warm genug war, stellten sie sich ebenfalls saumässig cool an. Ihr Spiessli ab dem Fährsteg war sogar ein bisschen illegal. Nicht, dass sie dies gewusst hätten...

tageswoche.ch/+zdu7b



Marcel Scheible spielt gerne mit dem Raum, und zwar am liebsten von Hand.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kunst

Fotos digital bearbeiten, das kann jeder. Marcel Scheible macht das mit dem Skalpell. Er schafft so Räume, die es gar nicht gibt. Und das kann ganz schön verwirrend sein.

Photoshop-Collagen ohne Photoshop

von Elin Fredriksson

Zerschchnittene Fotografien überall. Auf einem Tisch liegen Schere, Skalpell und Leimspray bereit. Ist hier ein Hobby-Bastler am Werk? Keineswegs. Wir befinden uns in der Ateliergemeinschaft Goldzack, wo der Künstler Marcel Scheible sein Atelier hat. Und die Utensilien, die wir vielleicht aus dem Zeichenunterricht wiedererkennen, sind seine täglichen Arbeitsgeräte.

Schaut man sich die aufgelegten Fotografien aus der Nähe an, wird auch klar wozu: Zwei Bilder wurden in einem zusammengefügt – und das manuell.

Scheible zerschneidet Fotografien und kombiniert sie so, dass neue Bilder entstehen. «Upsidedowninsideout» heisst die Foto-Serie, die der Basler Künstler als konzeptionelle Arbeit bezeichnet. Seine Arbeitsweise ist dementsprechend zielorientiert: «Ich arbeite visuell und pragmatisch. Ich lege die Bilder aufeinander und entscheide schnell, wo etwas hinpasst und wo nicht», erklärt er.

Vor 20 Jahren hat der heute 41-Jährige den Vorkurs an der Schule für Gestaltung in Basel gemacht und anschliessend das Lehramt für bildende Kunst absolviert. Seitdem er als selbstständiger Künstler tätig ist, spielen räumliche Aspekte in seinen Werken eine grosse Rolle.

Täuschung oder Angebot?

In der aktuellen Foto-Serie behandelt Scheible, wie der Titel bereits verrät, Gegensätze: «Mich interessieren Architektur und der urbane Raum und wie wir uns darin orientieren. In meinen Fotocollagen kann ich imaginäre Räume kreieren und die Bildordnung auf den Kopf stellen.»

Als Betrachter kann man die Referenz zum ursprünglichen Bild nicht mehr nachvollziehen. Man befindet sich in diesem Raum, den es nicht gibt, und weiss nicht so recht, wie man dort gelandet ist. So hat Scheible zum Beispiel die Gemälde und Infoschilder aus einer Museumsfotografie ausgeschnitten und diese auf eine Parkhauseinfahrt geklebt. Der Boden des Museums befindet sich wiederum auf einer Berg-Fotografie, sodass der Berg wie ein Ausstellungsobjekt wirkt.

Scheible täuscht uns also bloss etwas vor? «Es ist eher ein Angebot», erklärt er. «Ich frage den Betrachter: Wie wäre das hier?» Demonstrativ fährt er mit dem Finger über eines seiner Bilder. «Durch die manuelle Arbeit wird zudem die Montage offengelegt.»

Mit seinen Angeboten bleibt Scheible bei dem, was der Mensch gestaltet und erbaut hat, also bei Gebäuden und Gegenständen. «Wilde Natur und Menschen wird man in meinen Werken nur selten sehen.»

Für die aktuelle Serie sind seit letztem Jahr über 30 Bilder entstanden, die er nun im Kunstraum «pausenplatz» ausstellen kann (siehe Box). Abgeschlossen ist die

Arbeit aber nicht: «Die Serie wächst immer noch, sie ist nicht begrenzt.»

Die Umkehrung von Räumen ist in vielen anderen Werken Scheibles erkennbar. In gewissen sogar wortwörtlich. Für die Serie «Just what is it...?» zum Beispiel bringt er Wohn- und Schlafzimmer durcheinander, allerdings mit Struktur: Er wählt in privaten Haushalten Möbel und andere Gegenstände aus, die er neu anordnet und fotografiert.

Durchdachtes Durcheinander

«Die Bilder sind geheimnisvoll und können nicht auf den ersten Blick entschlüsselt werden», sagt Scheible. Wie in «Upsidedowninsideout» bringt er eine neue Ordnung in den Raum. Und genau das ist es, was manch einen Betrachter verwirren kann: «Viele denken, die Bilder seien digital montiert worden, dabei habe ich alles in echt arrangiert.»

Aber warum macht Scheible es sich bloss so kompliziert? Was andere mit ein paar Mausklicks am Computer machen, bedeutet für Scheible Körpereinsatz, Zeitaufwand und handwerkliches Bemühen. Ist er doch ein Hobby-Bastler?

Der Künstler widerspricht: «Die Arbeit ist auch am Computer handwerklich und technisch, einfach auf eine andere Art.» Warum also das Ganze nicht einfach digital bearbeiten? «Ich sehe keinen Reiz

darin, die Montagen virtuell zu machen. Durch die geschichteten Fotografien wird der Eingriff offengelegt und ist stets nachvollziehbar, viel mehr, als wenn ein digitaler Schritt dazwischen wäre, der den Eingriff verschleiern.»

tageswoche.ch/+77z4d

×

«pausenplatz»

Der unabhängige Kulturraum «pausenplatz» an der Gotthelfstrasse 23 zeigt Ausstellungen abseits des Mainstreams. Nach dem Motto klein, aber fein entsteht ein Raum für unbekannte Kunstschaffende, und es kann eine Begegnung zwischen Künstler und Betrachter stattfinden.

Den «pausenplatz» gibt es seit 2010, jährlich werden drei Ausstellungen organisiert. Am Freitag, 19. August, findet um 18 Uhr die Vernissage zur aktuellen Ausstellung statt, in der die Fotografien von Marcel Scheible und die Malerei von Beatrice Schnitzer ausgestellt werden. Das Basler Duo «Das Thotomat» begleitet die Veranstaltung musikalisch.

ANZEIGE

AUTHENTICA

16

19.–21.
August

Spezialitäten & Kunsthandwerk
von Schweizer Kleinproduzenten

FILTER4 | BASEL

Fr bis Sa 11:00 – 19:00 Uhr | So bis 17:00 Uhr | Eintritt: Fr. 8.–, bis 16 J. gratis

authentica.ch

Eine Stimme, die Millionen rührt:
Der Film über die wahre Geschichte
des Sängers Mohammed Assaf.

Ein Märchen aus Palästina

von Andreas Schnietter

Man hätte Wetten mit Gewinngarantie darauf abschließen können, dass dieser Stoff bald ins Kino kommt. Zu märchenhaft ist er.

Ein Sohn aus einer Flüchtlingsfamilie überwindet gesellschaftliche, politische und ganz konkrete Hürden aus Betonmauern und Stacheldraht, um das Gold, das in seiner Kehle liegt, in die Welt hinauszutragen. Am Ende liegen ihm Tausende, Hunderttausende, Millionen zu Füßen.

Die Geschichte von Mohammed Assaf ist eine Variation einer alten Fabel, die von Aschenputtel bis «Slumdog Millionaire» in immer wieder neuen Variationen erzählt wird. Aber in seinem Fall mit dem markanten Unterschied: Alles ist tatsächlich so geschehen, selbst die unwahrscheinlichsten Wendungen. Es brauchte lediglich ein Regisseur wie Hany Abu Assad vorbeizukommen, um die Geschichte aufzukläuben.

«The Idol» heisst sein neuer Film, und im Titel steckt schon die Geschichte: Der Palästinenser Mohammed Assaf ist im

«The Idol» erzählt, wie ein talentierter Junge aus dem Gazastreifen schier Udenkbares schafft.

FOTO: © ADOPT FILMS



Gazastreifen aufgewachsen, wo auf einer Fläche, kleiner als der Kanton Basel, knapp 1,9 Millionen Menschen wohnen. Seit dem palästinensischen Bürgerkrieg 2007 regiert die radikalislamische Partei Hamas, weshalb die Anrainerstaaten Israel und Ägypten das Küstengebiet nahezu hermetisch abriegelt haben. Raus kommt man nur mit einer Spezialbewilligung, eine Chance, die nur wenige erhalten.

Raketenhafter Aufstieg

Assaf, der begnadete Sänger, schafft es mit einem gefälschten Visum nach Ägypten, um dort an der nationalen Vorausscheidung für den Gesangswettbewerb «Arab Idol», ein regionaler Ableger der US-amerikanischen Castingshow «American Idol», teilzunehmen. Als einziger Bewerber aus Gaza angetreten, nimmt er die Hürde zur Endausscheidung in Beirut.

Was danach folgt, ist ein Steigflug in die TV-Öffentlichkeit der arabischen Welt, in dem sich Assafs Geschichte mit der politischen Misere der Palästinenser verbindet. «Die Rakete aus Gaza» nennt ihn ein Juror überschwänglich, nachdem Assaf wieder einmal mit einem Lied das Saalpublikum wie die TV-Zuschauer zu Tränen gerührt hat. Der Übername wird fortan zu seinem Nom de guerre.

Anstelle der Raketen, die seit Jahren in regelmässigen Abständen von der Hamas oder anderen, radikaleren Gruppen aus dem Gazastreifen nach Israel abgeschossen werden und ebenso regelmässig eine harsche militärische Reaktion Israels hervorrufen, steigt hier einer aus dem verelendeten Küstengebiet hinauf in Sphären, die für einen wie ihn normalerweise zu weit entrückt sind – und bringt eine Botschaft der Würde, des Stolzes und der Lebensbejahung mit sich.

«Die Emotionalität erzählt dem Zuschauer mehr über Leben und Menschen in Gaza als jede Dokumentation.»

Regisseur Hany Abu Assad

«Ich will nur, dass meine Stimme und diejenige meines Volkes in der Welt gehört werden», lässt Abu Assad seinen Hauptdarsteller Tawfeek Barhom (ein israelisch-palästinensischer Schauspieler) einmal auf die Frage einer TV-Reporterin nach der politischen Bedeutung seines Erfolgs für den ungelösten Nahostkonflikt antworten.

Die politische Dimension

Das ist das Offensichtliche an Mohammed Assafs Geschichte: Wiewohl es sich um einen Triumph in einem Unterhaltungsformat im Fernsehen handelt, ist die politische Dimension unausgesprochen

stets präsent. Zu den stärksten Szenen des Films gehört, wie Assaf vor der Schlussrunde von «Arab Idol» in seinem grossen, leeren Hotelzimmer in Beirut sitzt und im Internet all die Aufregung mitverfolgt, die sein Triumph verursacht.

Fernsehtams aus dem arabischen Raum wie dem Westen haben bereits vor seinem endgültigen Sieg die Geschichte längst aufgeschnappt und ziehen in den palästinensischen Gebieten umher, um Assafs elektrisierte Mitbürger zu befragen. «Er erfüllt die palästinensische Nation mit Stolz, unser Volk klingt besser durch Mohammeds Stimme», heisst es da, oder: «Unsere Geschichte ist voller Desaster, nun verspüren wir zum ersten Mal Freude und Hoffnung auf einen Sieg.»

Und der lokale Korrespondent des US-Senders CNN berichtet: «Die Palästinenser sind wieder in Massen auf den Strassen von Gaza und dem Westjordanland – diesmal jedoch nicht für Proteste, sondern um einen jungen Sänger zu feiern.» Zu viel für die jungen, schmalen Schultern von Mohammed Assaf – er erleidet vor dem Finale einen Nervenzusammenbruch, von dem er sich nur knapp rechtzeitig erholt.

Ungewöhnliche Bilder

Regisseur Abu Assad schafft es, seinen Film nicht mit zusätzlicher politischer Deutung zu beschweren: Die israelische Sperranlage, die Kriege, die Herrschaft der Hamas, die Tunnel – sie sind als Hintergrundkulisse zwar vorhanden, aber stehen der Story nicht im Weg.

«Ich wollte bewusst eine Dokumentation über den Alltag in Gaza vermeiden», sagt Abu Assad, «sondern eine Geschichte erzählen über junge Menschen, die ihre Träume verwirklichen. Ich glaube, die Emotionalität der Geschichte erzählt dem Zuschauer mehr über Leben und Menschen in Gaza als jede Dokumentation.»

Dem Kippmoment ins Dokumentarische entgeht Abu Assad jedoch nicht vollständig, als er gegen Ende mehr und mehr Fernsehmaterial verwendet: Originalaufnahmen aus dem Finale von «Arab Idol», aber auch die genannten Fernsehkommentare und TV-Bilder aus den Strassen von Ramallah, Gaza, Nazareth und anderen Städten, wo Tausende gebannt auf öffentliche Leinwände starren und dann, als der Sieger verkündet wird, in ungehemmten Jubel ausbrechen.

«Davon konnte ich unmöglich meine Finger lassen», sagt Abu Assad. «Das Bild der Palästinenser am Fernsehen ist normalerweise geprägt von zornigen Gesichtern, die protestieren, Steine werfen und in Kameras schreien. Mohammed Assafs Geschichte hat eine andere Seite gezeigt. Dass ein armer, vielerorts zerstörter Ort wie Gaza eine solche Stimme voller Glück, Hoffnung und Schönheit hervorbringen kann, die Menschen berührt, ist ein Manifest der Menschlichkeit.»

tageswoche.ch/+fg165

×

«The Idol» läuft im Kult.Kino Atelier.

Comics



Neurosen im Museum

Das bezaubernde Zeichnerpaar Aline Kominsky-Crumb und Robert Crumb ist zwar nicht mehr in Basel. Dafür gibt es nun ein Buch zu seiner ebenso tabulosen wie lustvollen Ausstellung im Cartoon Museum über die Neurosen von Mann und Frau. ×

Buchvernissage, Cartoon Museum,
Sonntag, 21. August, 14.00 Uhr.
www.cartoonmuseum.ch

Strassenfest

Renitente stuhlen raus

Beim vermutlich schönsten Strassenfest der Stadt, vom Platanenhof Richtung Rhein, ist alles etwas anders: Die Esstische sind politisch korrekt, also auch vegan. Hingegen kann es im Nachmittagsprogramm vorkommen, dass die Kleinsten schon mal spielerisch auf Widerstand getrimmt werden, indem sie mit Dartpfeilen auf Abbilder von Autoritäten zielen dürfen. Abends übernehmen dann drei Bands, wobei beim bluesgetränkten Stoner Rock des Headliners Rich Kid Blue vor allem der Name politisch klingt. Irgendwann ist eben auch bei der kämpferischen Genossenschaft genug der Parolen und Zeit für eine ausgelassene Party. ×

Klybeckfest, Klybeckstrasse 247, Basel,
Samstag, 20. August.
Kindernachmittag und Streetsession
ab 14 Uhr, Konzerte ab 19 Uhr.

Kinoprogramm

Basel und Region 19. bis 25. August

ANZEIGE



MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

PATHE KÜCHLIN | SA, 24. SEPTEMBER | FILMSTART: 20.30 UHR (D)

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE INKL. 5 GANG MENU UND GETRÄNKE À DISCRETION

PARTY LIKE A MOTHER

6. OKTOBER IM KINO

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

TICKETS: CHF 89.-

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.

pathe.ch

CATERING BY: wahl!events

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
15.00^D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- **STAR TREK BEYOND** [12/10 J]
18.00/21.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **CAPTAIN FANTASTIC** [12/10 J]
13.45/18.20/20.45^{E/d/f}
- **MAGGIE'S PLAN** [16/14 J]
13.45/19.15/21.00^{E/d/f}
- **L'OMBRE DES FEMMES** [16/14 J]
14.00^{F/d}
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
14.45/19.00/21.15^{Ov/d/f}
- **RETOUR CHEZ MA MÈRE** [8/6 J]
15.00/18.45/21.15^{F/d}
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
15.30/17.30/20.30^D
- **PARADISE - MA DAR BEHESHT** [16/14 J]
15.40^{Ov/d}
- **JULIETA** [12/10 J]
16.15^{Sp/d/f}
- **THE IDOL** [8/6 J]
17.00^{Arab/d}
- **INNOCENCE OF MEMORIES** [16/14 J]
17.15^{E/d/f}
- **PEGGY GUGGENHEIM: ART ADDICT** [8/6 J]
SO: 11.45^{E/d}
- **ROSALIE BLUM** [12/10 J]
SO: 11.45^{F/d}
- **AQUÍ NO HA PASADO NADA - MUCH ADO ABOUT NOTHING** [16/14 J]
SO: 12.00^{Sp/d/f}
- **LE GOÛT DES MERVEILLES** [6/4 J]
SO: 12.45^{F/d}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **L'AVENIR** [16/14 J]
16.30/20.45^{F/d}
- **LA VACHE** [6/4 J]
16.30/18.45/21.00^{F/d}
- **TOMORROW - DEMAİN** [8/6 J]
18.30^{Ov/d/f}
- **ACORDA BRASIL - THE VIOLIN TEACHER** [12/10 J]
SO: 14.30^{Ov/d/f}
- **L'ÉTUDIANT ET MONSIEUR HENRI** [6/4 J]
SO: 14.40^{F/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

SOMMERPAUSE

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
20.15-FR/MO/DI: 12.30/15.00^D
- **SUICIDE SQUAD - 3D** [14/12 J]
12.45/15.30/18.10/20.45
FR/SA: 23.20-SA/SO: 10.10^D
13.10/15.45/18.20/21.00
FR/SA: 23.40-SA/SO: 10.30^{E/d/f}
- **CENTRAL INTELLIGENCE** [12/10 J]
12.50^D
- **GHOSTBUSTERS - 3D** [12/10 J]
13.00-SA/MO/MI: 18.10^D
FR/SO/DI: 18.10^{E/d/f}
- **EIN GANZES HALBES JAHR - ME BEFORE YOU** [12/10 J]
13.10-FR/MO-MI: 17.45
FR/SA: 23.50^D
- **STAR TREK**

BEYOND - 3D

18.15-FR-DI: 13.10^D

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
13.15/15.30
SA/SO: 11.00/17.45^D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
FR/MO/DI: 15.10
FR/SO/DI: 18.10/20.20
FR: 23.20-SA/SO: 10.15
SA/SO/MI: 15.30
SA/MO/MI: 17.45/20.45
SA: 23.00^{E/d/f}
- **TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES: OUT OF THE SHADOWS - 3D** [12/10 J]
15.40-FR/SA: 23.10
SA/SO: 10.30-SA/MO/MI: 20.40^D
FR/SO/DI: 20.40^{E/d/f}
- **LEGEND OF TARZAN - 3D** [10/8 J]
15.45-FR/SA: 23.15
SA/MO/MI: 20.50-SO: 10.45^D
FR/SO/DI: 20.50-SA: 10.45^{E/d/f}
- **INDEPENDENCE DAY: WIEDERKEHR - 3D** [12/10 J]
17.40-FR/SA: 22.50^D
- **LIGHTS OUT** [16/14 J]
20.10-FR/SA: 22.00^D
- **BFG - BIG FRIENDLY GIANT - 3D** [8/6 J]
SA/SO: 10.00-SA/SO/MI: 12.30^D
- **ICE AGE - KOLLISION VORAUSS! - 3D** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^D
- **PETS - 3D** [0/0 J]
MI: 13.10^D

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **PETS - 3D** [0/0 J]
FR/SA: 14.00-FR/SO: 18.00
SA/SO: 16.00-SA/MO/MI: 20.00^D
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 18.00^{E/d/f}
- **PETS** [0/0 J]
FR: 16.00-SO: 14.00-DI: 18.00^D
- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
FR/SA: 22.00^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SUICIDE SQUAD** [14/12 J]
14.00/17.00-FR/MO/MI: 20.00
DI: 20.30^{E/d/f}
- **PETS** [4/4 J]
14.30-FR-MO/MI: 20.30^D
17.30^{E/d/f}
- **KITAG CINEMAS Ladies Night: MOTHER'S DAY**
DI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 24. AUGUST 2016**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **BETRIEBSFERIEN BIS 31. AUGUST 2016**

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **JASON BOURNE** [12/10 J]
FR-MO: 20.15^D
- **ICE AGE - KOLLISION VORAUSS! - 3D** [6/4 J]
SO/MI: 14.00^D
- **PETS - 3D** [0/0 J]
SO/MI: 16.00^D

EIN GANZES HALBES JAHR - ME BEFORE YOU

[12/10 J]
SO: 18.00^D

- **NAB Ladies Night: MOTHER'S DAY** [8/6 J]
MI: 20.15^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
FR: 18.00-SA/SO/MI: 16.00^D
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
FR-DI: 20.15-FR/SA: 22.45^D
- **ICE AGE - KOLLISION VORAUSS! - 3D** [6/4 J]
SA: 11.00^D
- **PETS** [0/0 J]
SA/SO/MI: 14.00^D
- **PETS - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 18.15-SO: 11.00^D
- **EIN GANZES HALBES JAHR - ME BEFORE YOU** [12/10 J]
MO/DI: 18.00^D
- **Ladies Night: MOTHER'S DAY** [8/6 J]
MI: 20.15^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **LA VACHE** [6/4 J]
FR: 18.00^{F/d}
- **RETOUR CHEZ MA MÈRE** [8/6 J]
FR-MO: 20.15
DI/MI: 18.00^{F/d}
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
SA-MO: 18.00-DI/MI: 20.15^D
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
SO: 11.00^D
- **TOMORROW - DEMAİN** [8/6 J]
SO: 15.30^{D/Ov/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
FR-SO/MI: 16.00^D
- **RETOUR CHEZ MA MÈRE** [8/6 J]
FR-MO: 20.15^{F/d}
- **JASON BOURNE** [12/10 J]
20.30^D
- **PETS** [0/0 J]
SA/SO/MI: 14.30^D



Vor 30 Jahren mutierte Jeff Goldblum im Kino langsam zur Riesenfliege.

FOTO: © 20TH CENTURY FOX

Kultwerk #242

David Cronenbergs «The Fly» kehrt einem noch heute den Magen um. Und auch seine Diagnose bleibt aktuell.

Ungeheuerliche Verwandlung

von Andreas Schneitter

Aus Fleisch und Blut ist dieser Film gemacht. Aus dem, was wir, die wir Begriffe wie Seele und Geist an die Abstraktion verloren haben, als unser Ureigenstes betrachten: unseren Körper.

Als einen der zentralsten zivilisatorischen Anker überhaupt halten wir das Menschenrecht auf unsere physische Unverletzbarkeit hoch, weil uns nichts so sehr als Individuum identifiziert: Fingerabdrücke, Iris-Scan, die DNA – unsere elementarsten Bestandteile sind der Stoff, der uns in die Existenz trägt. Wehe, wenn uns dieser Besitz abhanden kommt.

Das Subgenre des Body Horror spielt mit diesem Grauen der Mutation und des Persönlichkeitsverlusts. Anders als bei den Superhelden des Marvel-Universums, für die Spinnenstiche, atomare Strahlen oder fehlgeschlagene Experimente die Wucht des Körpers gleichsam mit der Kontrolle darüber erhöhen, schaut man

die Werke David Cronenbergs mit einer Mischung aus Abscheu und Faszination.

Bereits in seinen frühen Werken wie «Rabid» oder «The Brood» führen überambitionierte neuartige medizinische Behandlungsformen zu einer entfesselten Körpermutation und münden schliesslich in der Katastrophe. In «The Fly» von 1986 erfährt Cronenbergs galliger Kommentar zur Körpermaximierung dann seine Vollendung.

Sukzessive Deformation

Das Gerüst des Films stammt nicht von ihm selbst, sondern ist ein Remake von Kurt Neumann aus dem Jahr 1958. Aber Cronenberg hat den Stoff so sehr ausgeweitet, dass er das Original bei Weitem übertrifft.

«The Fly» handelt vom Wissenschaftler Seth Brundle (Jeff Goldblum), der eine Teleportationsmaschine entwickelt und sich beim Selbstversuch versehentlich mit einer Fliege einschliesst. Die Teleportation glückt, allerdings verschmelzen Brundle

und die Fliege dabei genetisch zu einem Wesen, sodass der Mensch sich im Verlauf des Films kontinuierlich in das Insekt verwandelt – mit allen Unappetitlichkeiten, die dazu gehören: Borsten am Rücken, ausfallende Zähne und abfallende Ohren, und schliesslich die totale Deformation.

Was ist ein Mensch?

«The Fly» hat Cronenberg in den 1980er-Jahren gedreht, als Gentechnologie, szientistischer Utopismus und Körperkult die Grenze zwischen Machbarkeit und Vorstellung aufzulösen schienen.

Das langsam voranschreitende Überschnappen von der Hybris in den Horror hat Cronenberg, nach seinen Anfangserfolgen mit einem Budget von 15 Millionen Dollar ausgestattet, zu einer visuell spektakulären Ekelorgie stilisiert, die mit einem euphemistischen Oscar für das «beste Make-up» gekürt wurde.

Hinter den Schauwerten verankert der Regisseur, selbst studierter Biochemiker, jedoch zentrale ethische Fragen: Etwa zum Wert des Lebens, als der noch halbwegs menschliche Brundle mit seiner Freundin Veronica (Geena Davis) ein Kind zeugt, das Veronica sofort zur Abtreibung bringen will.

Vor allem aber die Schlusszene zerlegt den Begriff des Menschseins: Nun völlig entstellt, bittet «Brundlefly» Veronica mit einer deutlichen Geste um den Gnaden schuss. Äusserlich ist nichts mehr human an diesem entstellten Geschöpf. Aber das Selbst-Bewusstsein und die Erkenntnis um die Unmöglichkeit, dergestalt ein Dasein zu führen, ist noch da und schimmert aus den trüben Augen der Riesenfliege.

Es ist ein Blick, der um Gnade und Erlösung bittet – ein urmenschliches Sehnen hinter der zerformten Masse aus Fleisch und Blut.

tageswoche.ch/+c2fkm

×



Das Konzil von Basel beflügelte im 15. Jahrhundert jedes Gewerbe.

Zeitmaschine

Staatliche Bordelle braucht die Stadt. Diese Idee schwirrt derzeit im Grossen Rat herum. Neu ist sie keineswegs.

Mama Staat und die «hüpschen fröwen»

von Dominique Spirgi

Prostitution war in Basel bereits im 13. Jahrhundert ziemlich weit verbreitet. Darauf deutet die 1230 erfolgte Gründung des Klosters St. Maria Magdalena beim Steinberg hin. Der von den Dominikanern beaufsichtigte Orden hatte den Zweck, reuige Dirnen aufzunehmen. So richtig in Schwung kam die Prostitution mit dem Basler Konzil von 1431 bis 1449, das Basel über viele Jahre hinweg einen intensiven Besucherstrom und damit einen Aufschwung auf allen gewerblichen Gebieten bescherte.

Und es zeigt sich, dass die Zustände, die aktuell im Basler Rotlichtviertel einiges an Unruhe auslösen, keine Zeiterscheinung von heute sind. Schon im 15. Jahrhundert sollen sich Verantwortliche des Konzils über die «ungeordneten Verhältnisse im Dirnenwesen» beklagt haben, wie sich auf der Basiliensia-Website altbasel.ch (unter anderem mit Berufung auf die Geschichts-

werke von Rudolf Wackernagel) nachlesen lässt.

Aber anders als heute beschränkte sich der Kanton nicht darauf, grüne Striche mit originellen Piktogrammen auf die Strasse zu malen. Stattdessen kaufte der Rat der Stadt Basel 1432 in der Gegend um die Splenvorstadt und den Leonhardsgraben zwei Liegenschaften, die er als Freuden- oder Frauenhäuser verpachtete. Auf dass «da die hüpschen fröwen in sitzen sollent», wie es damals hiess.

Ein ewiges Bemühen

Ob der Rat damit die «Verhältnisse» vollständig in ordentliche Bahnen zu lenken vermochte, darf bezweifelt werden. Denn in der Stadt dürften damals auch nicht institutionalisierte oder fahrende Dirnen tätig gewesen sein.

Nach dem Konzil erlebte Basel einen wirtschaftlichen Einbruch. Auch die «offizielle» Prostitution hatte unter diesem zu leiden. Aber nicht allzu lange. Denn mit dem Plan, 1460 eine Universität zu

gründen, kümmerte sich der Rat erneut um eine umfassende, aber einigermaßen geordnete Versorgung der zugereisten Menschen.

1459 erwarb der Rat in derselben Gegend am Stadtrand ein Haus, in dem unter Aufsicht eines «Frauenwirte»-Paares acht Prostituierte tätig gewesen sein sollen. Es handelte sich um das Haus «zur Axt», das es heute noch gibt und in dem sich seit dem Jahr 2000 das Kinderbüro Basel befindet.

Minirock und Kugelhut

Der Rat sorgte nicht nur dafür, dass die offiziellen Dirnen mehr oder weniger gut untergebracht waren, sondern auch dafür, dass sie finanziell nicht übermässig übers Ohr gehauen wurden. Bereits Ende des 14. Jahrhunderts gab es eine Regelung, dass «Frauenwirte» nicht mehr als ein Drittel des Honorars der Prostituierten einziehen durften.

Auf der anderen Seite grenzte sie der Rat auch aus. Ab 1482 mussten sie kürzeste Kleidchen tragen, die nicht mehr als eine Spanne (also rund 20 Zentimeter) unter die Gürtellinie reichen durften.

Nicht nur die Prostituierten wurden gekennzeichnet. Auch die Zuhälter, die sich wegen ihres oftmals ordentlichen Vermögens vornehme Kleidungsstücke leisten konnten, kamen nicht ungeschoren davon. Ihnen legte der Rat das Tragen eines gelben Kugelhuts mit drei aufgenähten Spielwürfeln auf.

Das mit den Miniröcken muss man den Prostituierten heute nicht mehr unter Strafandrohung auferlegen. Aber das mit den gelben Kugelhüten – wäre womöglich mal wieder überdenkenswert.

tageswoche.ch/+p28kh

×

Hübsche Architektur, malerische Hügelketten und ein See, der glitzert: Ascona bietet mediterranes Ferienfeeling. Das haben auch die Reichen und Schönen bemerkt.

Vom Strand über die Piazza zur Teeplantage

von Mara Wirthlin

Wer beim Anblick reicher Menschen neidisch wird, sollte einen Bogen um Ascona machen. Wer Wert auf authentischen Kontakt zu Einheimischen legt, auch. Das ehemalige Fischerdorf hat sich in den letzten Jahrzehnten zur Hochburg gut situerter Deutschschweizer gemauert. Italienisch hört man während der Saison kaum, nicht einmal im Supermarkt, dafür Deutsch in allen Dialekten.

Doch wer kann es den Reichen und Schönen verübeln? Hätten wir das nötige Kleingeld, würden auch wir in Erwägung ziehen, uns hier einen Zweitwohnsitz einzurichten. Denn ein Ausflug in die tiefst gelegene Ortschaft der Schweiz verspricht Urlaubsfeeling pur!

Bei schönem Wetter kann man faule Tage am Seeufer verbringen. Entweder im «bagno pubblico», dem kleinen, aber gemütlichen öffentlichen Bad (gratis). Oder im «Lido», was fünf Franken Eintritt kostet, mit riesiger Picknick-Wiese und Platz für Fussball- oder Volleyballpartien dafür die etwas komfortablere Option ist.

Die Wahl zwischen den beiden Stränden ist in Ascona ein Politikum. Manche bezeichnen den «Lido» auch abwertend als «Luxusbad». Aufwertung und die damit einhergehende Verdrängung machen auch in Ascona nicht allen Freude.

Der subversive Berg

Die Altstadt lockt mit wunderschöner Architektur und verwinkelten Gässlein. Besonders sehenswert: die Kirche San Pietro e Paolo, eine Säulenbasilika aus dem 16. Jahrhundert mit hohem Glockenturm, der beste Orientierungshilfe leistet, sollte man sich im eher überschaubaren Altstädtchen doch einmal verlaufen.

Spassig ist ein Bummel durch die Geschäfte im meist höheren Preissegment. Die Ausrichtung der Gemeinde auf den Tourismus zeigt hier ihre Ambivalenz: Die Besitzer der Geschäfte wechseln oft, zahlreiche Liegenschaften stehen leer. Das Angebot in Ascona scheint fast zu gross für die kleine Gemeinde. Eine ähnliche Prob-

lematik findet man auf der Piazza: Seeufer und Dorfkern zugleich, ist die Piazza das malerische Highlight Asconas. Doch Restaurantketten verdrängen zunehmend die herzigen Beizli. «Papa Joe's» auf der Piazza, so sieht das inzwischen aus.

Hinter Asconas aufpolierter Fassade verbirgt sich eine spannende Geschichte. Der Hügel über Ascona, der Monte Verità, war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Brutstätte für Künstler, Weltverbesserer und Aussteiger aus ganz Europa. Vom Dorf aus, kurz bevor man auf der Hauptpromenade auf die Piazza stösst, führt ein Weg dort hinauf.

Wie anders die Stimmung da oben doch ist! Am Waldrand grilliert die Jugend Asconas. Und eine Teeplantage gibt es da seit einigen Jahren auch, die erste und einzige Europas. Im zugehörigen Teehaus kann man bei einem ausgiebigen Ritual in alle Tiefen der Teekultur eintauchen.

tageswoche.ch/+tdi3u

Anbeissen

Im «Grotto Baldoria» gibt es keine Speisekarte, das (eher fleischlastige) Menü erfährt man direkt aus der Küche. Käse für die Pasta wird von Tisch zu Tisch gereicht. Vicolo S. Omobono, Ascona.

Abstechen

Als nahe gelegenes Ausflugsziel lassen sich unterschiedliche kulturelle Sehenswürdigkeiten auf dem Monte Verità empfehlen – von der Teeplantage über das Museum zur bewegten Geschichte des Hügels bis hin zu Theater-Inszenierungen.

Anlegen

Mit dem Schiff kommt man von der Seepromenade aus auf die Brissago-Inseln mit über 1000 unterschiedlichen Pflanzensorten.

In Ascona fühlt sich der Deutschschweizer wie in Italien.

FOTO: MARA WIRTHLIN



Kreuzworträtsel

Nachsatz (im Roman)	bläuliche Frucht, jetzt aktuell	die Basler Terrasse, f. Kultur aller Art	Milch- produkt	Ferienort in den Bündner Bergen	Vorzeichen	der Reinhard im Kunst- museum BS (Gegenwart)	immer wieder	Zwergen- pflanze	Staat in Osteuropa
9				franz. Blau- schimmel- käse				8	
kurz für Fachleiter		er schlägt manch- mal ein	Ewige Stadt		so ge- nanntes Corporate Design		post. Abk. v. Tennessee	schneller Zug-Typ	
				Hexagramm, Stern mit sovielen Strahlen			Hinweis darauf spez. Ratte		
Erdball	Landrat, Abk.		Bär aus Asien	5			Präsident des IOC (Thomas)		
fertige Einheit	10			HIER KÖNNTE IHR INSERAT STEHEN				röm. zwei	Internet- adresse v. Ascension
Flüssigkeit zum Marinieren	Internat. Org. für Normung	Osten, für Romands						Stengel- gemüse	chem. Zeichen f. Actinium
								4	
zum Wohl, oder so	wo in Basel regiert wird	1	Autokenn- zeichen v. Gossau					genialer Basler Ma- thematiker (1707-83)	hoher mono- lithischer Steinpfiler
							lyrische Dichtung (Antike)	steht bei Internetad- resse für Deutschland	
Alternative für usw.	um halben Ton er- höhtes C	knapp ein Einzelzimmer	inneres Organ, reinigt	2	Torwart, mal anders gesägt	Vögel wie Früchte	Stockwerk	3	dieser Hur, Roman und Film
		Nadelbaum Strassen- belag			Küchen- gerät				bei den Jasskarten gibt es vier
sie herrscht vor allem im Sommer			führende Klasse					spez. Magen- enzym	
			Sprech- gesang best. männl. franz. Artikel		Krieg, wie Britten sagen			dieser Camartin, Schweizer Autor	
wo Blumen im Zimmer wirken	er, in Portugal		unendlich				braucht d. Schmied		
Abschnitt des Korans	7		Doppel- konsonant		Satz, wie man im Tennis auch sagt		6	.i.f.r = Nadelbaum	

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 24.8.2016. Lösungswort der letzten Woche:
RHEINHAFEN

Impressum

TagesWoche
 6. Jahrgang, Nr. 34;
 verbreitete Auflage:
 10 800 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
 Spitalstrasse 18,
 4001 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeweils am
 Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
 Geschäftsleitung**
 Christian Degen
Digitalstrategie
 Thom Nagy
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Karen N. Gerig
 (Stv. Chefredaktorin),
 Amir Mustedanagic
 (Leiter Newsdesk),
 Reto Aschwanden
 (Leiter Produktion),
 Gabriel Brönnimann
 (Leiter Region),
 Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
 Hannes Nüsseler (Produzent),
 Jonas Grieder
 (Multimedia-Redaktor),
 Renato Beck,
 Yen Duong, Andrea Fopp,
 Elin Fredriksson (Praktikantin),
 Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Marc Krebs,
 Felix Michel,
 Matthias Oppliger,
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
 Béatrice Frefel

Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Carol Engler
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektur
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab,
 Martin Stohler,
 Dominique Thommen,
 Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
 Tobias Gees
Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
 COVER AD LINE AG
 Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 Supporter: 120 Franken pro Jahr
 Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
 Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau
Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel



Auflösung der Ausgabe Nr. 33

WURDE BRUNO MANSER VON EINEM BÄREN ZERFLEISCHT?

Um den Regenwald im malaysischen Borneo und das dort lebende Urvolk der Penan zu schützen, hat der Schweizer Umweltaktivist Bruno Manser viel gewagt, sehr viel.

Jahrelang hat er mit den Penan im Dschungel gelebt. Er hat Proteste gegen die Abholzung des Regenwalds organisiert und todesmutig Barrikaden gegen illegale Holzfäller errichtet. Innert Kürze hat er sich damit die Regierung und die ganze Holzmafia zum Feind gemacht. Was dazu führte, dass er des Landes verwiesen und ein hohes Kopfgeld auf ihn ausgesetzt wurde.

Weil seine Mission noch nicht beendet war, kehrte Bruno Manser auf abenteuerlichen Pfaden noch einmal nach Borneo zurück. Was danach geschah, weiss niemand. Seine Spuren verlieren sich am 25. Mai 2000 im Urwald von Sarawak – für immer.

Alle Suchexpeditionen verliefen erfolglos, Manser bleibt bis heute verschollen. Sein Geist hingegen lebt im Bruno Manser Fonds weiter. Wie einst der Gründer engagieren wir uns für den Regenwald und für die Rechte der dort lebenden Urvölker. Was wir dabei schon erreicht haben, würde Bruno Manser glücklich machen. Danke, dass Sie uns dabei unterstützen.

HELFEN SIE MIT, DEN REGENWALD ZU RETTEN.

**bruno
manser
fonds**

fairness im tropenwald



Besuchen Sie uns auf
facebook.com/brunomanserfonds

bruno manser fonds | socinstrasse 37 | ch-4051 basel
tel. +41 61 261 94 74 | info@bmf.ch | www.bmf.ch | PC: 40-5899-8





KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

2- BIS 3-ZIMMER-WOHNUNG GESUCHT

Paar mit Katze sucht auf Ende November oder nach Absprache eine 2- bis 3-Zimmer-Wohnung in Basel oder naher Peripherie. Wir haben keine speziellen Ansprüche, aber freuen uns über eine freundliche Umgebung. Es wäre wichtig, dass unsere Katze raus kann. Die Miete sollte inkl. Nebenkosten Fr. 1300.– nicht übersteigen.

AKUPRESSUR

Nach wunderschönen Ferien ist die Praxis wieder ganz normal geöffnet und es gibt auch immer wieder freie Termine für Akupressur-Therapien. Sehr zu empfehlen bei innerer Unruhe, Schlafstörungen, Erschöpfung, PMS, Klimakteriumsbeschwerden, Verdauungsbeschwerden und natürlich auch bei Beschwerden am Bewegungsapparat oder einfach, damit alles im Fluss bleibt.

ROLAND-V-DRUMS-SCHLAGZEUG

Elektronisches Schlagzeug, Modell TD-4KX, wegen Aufgabe des Hobbys zu verkaufen. Gebrauchsanleitung zum Aufstellen vorhanden. Das Schlagzeug ist in einem guten Zustand und wurde neu vor ca. 4 Jahren gekauft. Im Preis dabei ist auch ein Hocker. Fr. 1240.–.

WIR SUCHEN EINE ZUVERLÄSSIGE PUTZFEE

Wir vermieten Wohnungen und Zimmer in und um Basel. Um diese in Schuss zu halten, suchen wir Dich als zuverlässige Putzfee. Bist Du gründlich und magst es wie wir, wenn alles sauber ist und glänzt? Dann melde Dich unverbindlich mit Deinen Kontaktangaben bei uns. Gehalt nach Vereinbarung pauschal pro Putz-Einsatz. Arbeitsbewilligung muss vorhanden sein.

PHILIPPE STARCK, PAT CONLEY II

Zwei metallene Pat Conley in Anthrazit und Silber (hellgrau). Diese Stühle werden nicht mehr produziert. Modern, ein Blickfang, bequem.
Ein Stuhl: Fr. 350.–, beide zusammen Fr. 600.–.

KLANGMASSAGE

Klangmassage / Klangliege zum Kennenlernen.
15 Minuten je Fr. 20.–.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (STUNDENLOHNBASIS) – MUTTERSPRACHE FRANZÖSISCH

Aufgabenbeschreibung:

- Du unterstützt das jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie sowie Customer Service.
- Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die Deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht.

Anforderungsprofil:

- Du sprichst Französisch als Muttersprache und bist sicher in der Kommunikation auf Deutsch. Weitere Fremdsprachenkenntnisse sind von Vorteil.
- Du hast Interesse an einer studentischen Stelle mit einer Arbeitszeit zwischen 8 Stunden und 16 Stunden je Woche (1-2 Tage je Woche).
- Du bist aktuell an einer Universität oder Fachhochschule eingeschrieben.